

Alt- Preußen

Dierteljahrschrift für Vorgeschichte und Volkskunde

Herausgegeben vom Seminar für Vor- und frühgeschichte an der
Albertus-Universität und dem Prussia-Museum in Königsberg

Jahrgang 2

August 1936

Heft 1

Aus dem Inhalt:

- H. Harmjanz, Volkskunde und Religionswissenschaft
W. Krause, Sinnbilder und Runen
W. Gaerte, Germanische Runen auf altpreussischen Grabgefäßen
W. La Baume, Die vorgeschichtliche Steinsäge
Der Nationalsozialismus und die Wissenschaft der Vorgeschichte
Neue Bodenfunde — Buchbesprechungen

Gräfe und Unzer / Verlag / Königsberg Pr.

Inhalt:

Seite

I. Abhandlungen.

S. Sarmjan z, Volkskunde und Religionswissenschaft	1
W. Krause, Sinnbilder und Runen	15
W. Gaerte, Germanische Runen auf altpreußischen Grabgefäßen	25

II. Fundberichte.

Neue Bodensfunde	30
----------------------------	----

III. Aus der Werkstätte der vorgeschichtlichen Forschung.

Der Nationalsozialismus und die Wissenschaft der Vorgeschichte	34
W. La Baume, Die vorgeschichtliche Steinsäge	35

IV. Kleine Mitteilungen.

W. Gaerte, „Etwas auf dem Kerbholz haben“	38
W. Gaerte, Das Badewesen der alten Preußen	39
W. Gaerte, Schmachostern und Eiersuchen	41

V. Buchbesprechungen

43

Alle Zusendungen bitten wir an die Geschäftsstelle zu richten:
Preussia-Museum, Königsberg Pr., Schloß.

Altpreußen

Vierteljahrschrift für Vor- und Frühgeschichte

Herausgegeben vom Seminar für Vor- und Frühgeschichte an der Albertus-Universität
und dem Prussia-Museum in Königsberg.

Jahrgang 2

August 1936

Heft 1

I. Abhandlungen.

Volkskunde und Religionswissenschaft.

Von Heinrich Sarmjanz.

Über Sachvolk Kunde ist viel geschrieben und dargestellt, über Geistesvolk Kunde schon weniger und innerhalb dieser über die Wichtigkeit der nahen Berührung von Volk Kunde mit religionswissenschaftlichen Fragen¹⁾ wenig. Die Gründe sind hierfür klar, da man Volk Kunde vorwiegend gleich Bauern Kunde²⁾ setzte und alle Arbeit als Volk Kunde in der Betrachtung von Hausbau, Tracht, Sitte und Brauch, Lied, Rätsel, Märchen usw. als Äußerungen bäuerlichen Lebens erschöpft sah und an tieferliegende Tatsachen nicht oder schwer herankam. Dazu wurde die Mehrzahl dieser Erscheinungen vom Standpunkt des Städters³⁾ gesehen, danach verstanden und erklärt.

¹⁾ Name und Begriff Religionswissenschaft sind nicht sehr alt. Sie bezweckt allgemeine Erforschung der Religion nach ihrer Entwicklung und nach ihrem Sein. Die religionswissenschaftliche Kernfrage geht dahin, ein Zeugnis religiöser Natur als solches zu verstehen und zu begreifen. Hierbei steht der prüfende Vergleich an erster Stelle; aber nur so, daß Ähnlichkeit der Form, nicht Ähnlichkeit des Sinnes, der hinter dieser Form steckt, heißt. Hiergegen wird besonders auf volk kundlichem Gebiet oft grundlegend verstossen.

Als Maßstab gilt nicht die Wahrheitsfrage, sondern allein die bedingte, sachliche Seinsfrage; dabei versucht sie die begrifflich-reinen Urformen-Grundformen herauszustellen: den Buddhismus, das Opfer, das Gebet, das Heilige usw.

Oft ist Religionswissenschaft gemeint, wo von Religionsgeschichte gesprochen wird, so z. B. von S. Naumann (Prolegomena über vergl. Völk. und Religionswissenschaft, Jahrb. f. hist. Völk. Bd. I 1925, S. 2) ff.). Die Religionsgeschichte untersucht von den Religionen, d. h. den Religionsformen, das was gewesen; Religion an sich ist ihr gleichgültig. Leider wird an dieser klaren Unterscheidung oft vorbeigegangen.

²⁾ Besonders bei S. Naumann, Primitive Gemeinschaftskultur, Jena 1921; ders., Grundzüge der deutschen Volk Kunde, 3. Aufl., Leipzig 1936; J. Schwietering, Die sozialpolitische Aufgabe der Volk Kunde, Oberdeutsche Zeitschrift f. Völk. VI (1933), S. 1 ff., um nur das Wichtigste zu nennen. Es kann nicht genug dagegen gesprochen werden, daß Volk Kunde eine Standeskunde = Bauern Kunde sei. Ein Volk besteht nicht nur aus Bauern; volk kundliche Tatsachen sind außerhalb des bäuerlichen Bereichs genau so vorhanden.

³⁾ Besonders auffällig bei den Arbeiten Naumanns.

Ein in dem eben genannten Maße in seiner ganzen Lebendigkeit schwer zu erfassendes Gebiet ist das des Segensprechens, über das es in Deutschland nur wenige volkskundliche Gesamtuntersuchungen gibt¹⁾. Dieses Gebiet des Segensprechens bietet nun eine besondere Möglichkeit, den innigen Zusammenhang von Volkskunde und Religionswissenschaft darzustellen.

Die Segensmasse ist ein unerhört umfangreiches Etwas und Wichtiges in der deutschen Volkskunde, weil wir hier in die tiefsten Tiefen menschlichen Eigenwie Gruppenlebens hineinstoßen; darum verbindet sich unsere Betrachtung zugleich neben der volkskundlich-religionswissenschaftlichen mit einer Betrachtung des Sinngehaltes von Religion²⁾, um damit wieder in den Strom volkstümlichen Lebens einzumünden. Jede Volkskunde trägt nämlich den Zug des Religiösen an sich, da die Frage in ihr um die Scheidung nach „heilig und profan“, von Bedeutung habend und bedeutungslos geht, das heißt, ob das Ding alltäglich, ersetzbar ist oder nicht³⁾.

Die Segensforschung innerhalb der Volkskunde sah ihre Aufgabe in mehrfacher Art: einmal die kaum übersehbare Menge der Segen nach ihren Grundformen zu ordnen, die sich in großen Zügen in die erzählenden bzw. die befehlenden Formen gliedern. Aus der Unzahl der Segen seien zwei der bekanntesten angeführt:

Gegen Zahnweh!

Petrus stand unter einem Eichenbusch, da kam unser Herr Jesus und sagte: Petrus, was stehst du hier so traurig? Warum soll ich nicht traurig sein, meine Zähne im Mund wollen mir zerfallen! — Geh' in den Grund, nimm's Wasser in den Mund und speih es wieder aus, so wirst du gesund!

— oder:

Bei Feuersgefahr!
Feuer, ich gebiete dir,
daß du sollst stille stehn
und nicht weiter gehn!

Als zweite Aufgabe der bisherigen Segensforschung kommt die Scheidung und Klärung in Beschwörung und Besegnung in Frage, das heißt, ob „Exorcismus“ oder „Benediction“, ob die Formel bei schon eingetretenem Übel als Abwende- oder erst für ein zukünftiges als Vorbeugungsmittel berechnet ist. Diese auf Ziel und Zweck gehende Eigenschaft ist zur Aufhellung wichtig nämlich für die

¹⁾ O. Ebermann, Blut- und Wundsegen in ihrer Entwicklung dargestellt. Palaestra XXIV. Berlin 1903; F. Hälbig, Der Zauberspruch bei den Germanen bis um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Diss. Leipzig 1910; J. Staaf, Beiträge zur magischen Krankheitsbehandlung besonders in der Gegenwart in Mecklenburg. Rostock 1930; S. Harmjanz, Die deutschen Feuersegen und deren Varianten in Nord- und Osteuropa — FF. 103. Helsinki 1932.

²⁾ Den Sinngehalt der Religion will die Religionsphänomenologie erforschen; sie will das Wesen der Religion nicht erklären oder auf letzte Gültigkeiten zurückführen, sondern sie will das Geschehen „Religion“ psychologisch betrachten, um es in seiner Eigenschaft zu begreifen. Nicht das Ereignis, Erlebnis, sondern der Sinn ist die Hauptsache. Der erste, der die Phänomenologie der Religion als Sonderzweig der Religionswissenschaft erkannte, war Chantepie de la Saussaye (Lehrbuch der Religionsgeschichte, 1887); siehe auch de Leeuw, Einführung in die Phänomenologie der Religion, 1925.

³⁾ Siehe über die religionswissenschaftliche Seite dieser Frage N. Söderblom, Das Wesen des Gottesglaubens, Leipzig 1926, S. 26 ff., 50 ff.; zur volkskundlichen Seite S. Harmjanz, Volk, Mensch und Ding. Erkenntnis-kritische Untersuchungen zur volkskundlichen Begriffsbildung, Königsberg 1936, S. 103 ff.; 142 ff.

Forschung nach dem Woher, dem dritten Aufgabenkreis in der Segensforschung, in dem noch bislang das Schwergewicht der Arbeit liegt. Hier in diesen Vorbildern hat sich im weitesten Sinn „internationales“ Gut angesammelt: morgenländische, christliche, römisch-griechische, mittelalterliche Überlieferung in einem bunten Mosaik, das es zu entwirren gilt. Bei den sich zahllos einstellenden Mischungen und Kreuzungen ist durch Kenntnis des Woher Gelegenheit gegeben, Urbild und anfänglichen Zweck des Segens nachzubestimmen und den Gang zeitlicher wie örtlicher Wanderung und Wandlung klarzulegen⁷⁾.

Unter diesen drei Gesichtspunkten geht die bisherige volkskundliche Erforschung der Segensprüche — wir lernen noch einen vierten kennen —, eine Erforschung, die aber in der Tat keine eigentliche volkskundliche Arbeit, sondern nur Vorarbeit ist.

Die kirchlichen Sakramentalien⁸⁾: Benedictio und Exorzismus waren oben genannt worden; sie stellen sich gleich den Segen um bestimmte Vorbilder und Grundformen. So finden wir z. B. die Umschreibung der Allgegenwart des göttlichen Schutzes in den Benedictionen, den Schutzgebeten, und die Gebietsabgrenzung des „Nicht-wirken-sollen“ eines Schädling in den Exorzismen, den Austreibungsgebeten, in folgender Weise auch in Segen dargestellt:

etwa im Weingartner Reisesegen⁹⁾ (12. Jh.):

des guotin fande Ulriches segen si vor dir undi hindir dir gidan, undi hobi (über) undi nebin dir gidan . . .

oder im Tobiassegen¹⁰⁾ (14. Jh.):

das heilig kriuze si obe dir
das heilig kriuze si ze diner zeswen (rechten) hand
und ze diner winstern (linken) hand . . .

⁷⁾ Über die Fragen des 2. und 3. Aufgabenkreises hat maßgeblich gearbeitet J. Chrst, Da signed Krist, København 1927; Chrsts Arbeiten (z. B. noch: Gamle danske folkebonner — Studier fra Sprog — og Oldtidsforskning Nr. 148, København 1928) sind für diese Fragen immer heranzuziehen. Es wäre nur zu wünschen, daß Chrsts Arbeiten bald in deutscher Sprache vorlägen.

⁸⁾ Sakramentalien sind diejenigen kirchlich-katholischen religiösen Sachen und Handlungen, die die Heiligung und das Wohl des Menschen bezwecken. Sakramente sind von Christus, Sakramentalien sind von der Kirche eingesetzt und verursachen darum nicht unfehlbar göttliche Gnade. Unerläßlich ist die kirchlicherseits vollzogene Handlung.

Früher zählte die katholische Kirche sieben Möglichkeiten der Sakramentalien, jetzt (nach dem Corpus juris can. Tit. VIII. can. 1144—1153) drei, nämlich: Weihungen (consecrationes), Segnungen (Benedictiones) und Beschwörungen (exorcismi). Consecrationes sind nur dem Bischof, Segnungen und Beschwörungen besonderen Priestern mit bischöflicher Erlaubnis gestattet. Siehe Thalhofer-Eisenhofer, Handbuch der katholischen Liturgik II (1912), S. 452 ff.; A. Franz, Die kirchlichen Benedictionen, Freiburg im Breisgau, 1909, 2 Bde., Bd. 1, S. 8 ff. Franz' Arbeiten sind für diese Fragen unerläßlich.

⁹⁾ Der Reisesegen wird hinter dem Scheidenden her gesprochen, um ihn unterwegs vor allerlei Ungemach zu beschützen. Der Weingartner Reisesegen stammt aus einer Handschrift des 12. Jahrh. aus dem Kloster Weingarten in Oberschwaben. Den Wortlaut siehe bei Müllenhof-Scherer, Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem VIII. bis XII. Jahrh., Berlin 1892, 2 Bde. (abgekürzt: MSD.), Bd. I, S. 18—19; über den Weingartner Reisesegen siehe Ehrisman, Gesch. der dt. Lit. bis zum Ausgange des Mittelalters, Bd. I, München 1918, S. 105 ff.; über Reisesegen allgemein A. Franz, a. a. O., Bd. II, S. 261 ff.

¹⁰⁾ Tobiassegen sind in vielen Fassungen vorliegend; sie waren im Mittelalter sehr verbreitet. Dieser steht mit dem Weingartner Reisesegen im engen Zusammenhang; benannt nach dem im Segen als Haupthelfer angerufenen St. Tobias. Wortlaut = MSD. I, 285 ff.

dasselbe Bild finden wir in Kugel-, Feuer- und Waffensegen, in Himmels- und Soldatenbriefen¹¹⁾ usw.

Das Vorbild ist hierbei die priesterliche Besegnung mit dem Kreuz, wie es sich in einer Benediction des 14. Jahrhunderts aus dem Rituale St. Floriani 116,23¹²⁾ zeigt:

Ad benedicendum sanum!

Crux divina ante te, infra te, subtus te, a dextris sit in tuam custodiam et protectionem . . . Signum sancti crucis defendat te a malis presentibus et futuris, exterioribus et inferioribus.

Eine gleiche Stellungnahme nehmen die angerufenen Helfer in den Benedictionen wie in den Segen ein; so z. B. Longinus¹³⁾ in Wund- und Augensegen, Agathe¹⁴⁾ in Feuersegen, Appollonia¹⁵⁾ bei Zahnschmerz usw.

Aus diesen Bedingungen, Vorbild und Helfer, ist in ebendenselben Maße die jeweilige Zweckbestimmung der Benedictio zu erkennen. Die Übereinstimmung von Inhalt, Vorbild und Gebrauch zeigen eindeutig die Abhängigkeit der im sogenannten Volk umherlaufenden Segensprüche von den Benedictionen, mögen diese Segen jetzt als Zauberei, Aberglauben oder sonstwie ausgelegt werden. Denn bisher ist noch kein deutscher Segenspruch als aus germanischer Zeit stammend einwandfrei nachgewiesen; auch bei den Merseburger Zaubersprüchen scheint die rein germanische Ursprungsfrage nicht gesichert¹⁶⁾. Es ist noch nicht klargestellt,

¹¹⁾ Siehe über diese äußerst umfangreichen und bis in die Jetztzeit verbreiteten Segensarten: Kadlach, Zur Literatur und Geschichte der Himmelsbriefe, Zeitschrift des Vereins für Kirchengeschichte der Prov. Sachsen V (1908), S. 238 ff.; Stübe, Der Himmelsbrief, ein Beitrag zur allgemeinen Religionsgeschichte, Tübingen 1908; Klapper, Altschles. Schutzbriefe und Schutzgebete, Mitt. der Schles. Ges. f. Völk. XXX (1929), S. 234 ff.

¹²⁾ Franz, Benedictionen II, 269.

¹³⁾ Handwörterbuch des Aberglaubens, Bd. I, S. 716 ff.; Bd. V, S. 1327 ff.

¹⁴⁾ Handwörterbuch des Aberglaubens, Bd. I, S. 211 ff.; II, S. 1434 ff.

¹⁵⁾ Handwörterbuch des Aberglaubens, Bd. I, S. 551 ff.

¹⁶⁾ Über die Merseburger Zaubersprüche ist zahlloses Schrifttum vorhanden; siehe Ehrismann, a. a. O., S. 96 ff., besonders Schwietering, Zeitschrift f. dt. Altertum 55, 148 ff., wenn auch Schwietering hier in manchem zu weit geht; dagegen von der Leyen, Bayrische Reste f. Volkskunde I (1914), S. 270 ff., trifft aber den Kern der Ausführungen Schw. nicht.

Für christliche Beeinflussung der Merseburger Segen gibt es verschiedene Anhaltspunkte:

1. Die Vorbilder sind in beiden christlich.
2. Niederschrift in einem Missale.
3. Schreiber waren Mönche; die damalige Zeit der Heidenausrottung bei den Germanen ließ keine solche „Aufbewahrung“ germanischer Eigenart zu.
4. In Segen viel späterer Zeit sind nachweisbar christliche Heiligennamen des „echten“ Anstriches wegen durch heidnische Götternamen von Mönchen ersetzt worden (siehe unsere Ausführungen über die Herkunft der Benedictionen).
5. Die Humelia de sacrilegis (6. bis 7. Jahrh.) berichtet schon von christlicher Zauberei bei Germanen. Die Merf. Segen stammen aus dem 10. Jahrh.
6. Segen gleichen Inhaltes bei anderen Völkern, die christlich beeinflusst sind, liegen zahllos vor.
7. Die Götter heilen den Kranken in den Merseburger Segen, wie es christliche Heilige tun; die germanischen Götter aber verursachen die Krankheit.
8. idis (in den Merseburger Segen heilen und helfen 3 idisi) ist sicher ein germanisches Wort; dies hinderte aber den Dichter des Heliand nicht, die Jungfrau Maria „idis“ zu nennen.
9. Der Stabreim in den Merseburger Segen spricht nicht grundsätzlich für rein germanische Herkunft unter Ausschluß des Christentums; Muspilli und Wesso-

inwieweit christliches Gedankengut oder Überarbeitungen von Geistlichen dabei mit in Rechnung zu stellen sind oder nicht.

Bleiben wir einen Augenblick bei den kirchlichen Sakramentalien stehen. Bis zum Ausgange des Mittelalters gab es keine amtlichen Diözesanritualien, und die Geistlichen waren auf eigene Zusammenstellungen von Gebeten usw. angewiesen¹⁷⁾. Daß sich dabei amtlich unzulässige Stücke einstellten, war selbstverständlich, weil die Benedictionen auf das engste mit dem Volksleben zusammenhängen. Ja, sie sind überhaupt nur aus der Volksitte zu verstehen, sei es mittelbar oder unmittelbar über den Umweg des mittelalterlichen naturwissenschaftlichen und medizinischen Schrifttums eines Konrad von Megenberg¹⁸⁾, einer Hildegard von Bingen¹⁹⁾, eines Arnoldus Donelbey²⁰⁾ und anderer. Die Benedictionen und Exorzismen gaben ihre stärksten Wirkungen für die Zuhörerschaft ab, nachdem jene aus der Volksanschauung genommen, von Geistlichen in feierliche Formen und Muster gegossen waren. So wirkten sie stärker zurück und beeinflussten das Volksleben so tief, daß sie im Laufe von Jahrhunderten Sitte und Brauch weitgehend nicht nur bestimmten, sondern auch regelten. Die Entwicklung des liturgischen Gebrauches erhielt also ihren Anstoß von unten, vom Volk, nicht von seiten der Geistlichkeit. Daraus erklärt sich, daß der Geltungsbereich der Sakramentalien jeweiligen Schwankungen unterworfen war und Zeit brauchte, bis die neue Form Allgemeingültigkeit erlangte, wie ebenso manches früher Gehaltene jetzt als veraltet, überholt abgestoßen wurde.

Neben den kirchlichen Benedictionen und Gebeten waren außeramtliche zahllos in Gebrauch, die mit den kirchlichen sich mengten, um in der Kirche weiterzuleben. Seit dem 4. Jahrhundert sind uns solche Formeln in steigendem Maße überliefert, die oft genug bei ihrer großen Überwachungsunmöglichkeit, wie auch manche kirchlichen Benedictionen selbst, über die Absichten der Kirche hinausgingen; in welchem Maße dies stattgefunden haben muß, bezeugen uns die immerwährenden kirchlichen Verbote und Verordnungen, die sich in erster Linie gegen die niedere Geistlichkeit — Ordens- wie Weltgeistliche — richteten²¹⁾. Die Geistlichen hatten Wert darauf gelegt, die Zahl der zu segnenden Dinge möglichst zu vermehren, um das gesamte Leben unter den Einfluß der Kirche zu stellen; einzelne Formeln für bestimmte Zwecke wurden ständig neu geschaffen. Der vielseitigen Nachfrage kam man mit neuen Formeln entgegen, die unter Zuhilfenahme von rätselhaften Engel- und Gottesnamen sowie Zauberworten verlängert und mit neuen Geheimnissen umgeben wurden. Die Kirche war hier zunächst machtlos und auch von Verantwortung frei, da sie zumeist die einzelnen Formeln nicht kannte und amtliche zusammengestellte Ritualien, in die die nichtamtlichen Formeln keine Aufnahme fanden, erst

brunner Gebet sind als kennzeichnend christliche, für Germanen bestimmte Dichtung stabreimend abgefaßt.

Es ist uns von den Germanen nichts derartiges überliefert, was nicht irgendwie mit dem Christentum in Berührung gekommen wäre. Eine Entscheidung, ob es rein germanisch oder nicht, erscheint daher leider in fast allen Fällen unmöglich.

¹⁷⁾ Franz, a. a. O. II, S. 616 ff.

¹⁸⁾ Conrad von Megenberg, Das Buch der Natur, herausgegeben von Pfeiffer, 1861.

¹⁹⁾ Der Abtissin Hildegard von Bingen Ursachen und Behandlung der Krankheiten. Übersetzt von Prof. S. Schultz, München 1933.

²⁰⁾ Das Bremer mittelniederdeutsche Arzneibuch des Arnoldus Donelbey, herausgegeben von E. Windler, Neumünster 1932 (Niederdeutsche Denkmäler 7).

²¹⁾ Franz, a. a. O. II, 64) ff.

Anfang des 17. Jahrhunderts zur Einführung gelangten²²⁾. Trotzdem griff der Klerus auch dann wieder zu nichtamtlichen Formelsammlungen, deren Zahl im 16. bis 18. Jahrhundert ins Ungemessene stieg²³⁾.

War schon innerhalb des Gebrauches der außeramtlichen wie amtlichen Formeln durch die Geistlichkeit jedem eigenmächtigen Gestaltungs- und Benutzungswillen durch fehlende Aufsicht Tor und Tür geöffnet, war es kein Wunder, daß etwa in inzwischen protestantisch gewordenen Gebietsteilen Deutschlands — Luther ließ keine der Sakramentalien gelten — die Masse der umlaufenden Benedictionsformeln, jetzt als Zauber- und Segensprüche, noch größere Wandelbarkeit zeigten; damit ist aber nicht gesagt, daß in den katholisch gebliebenen Landesteilen diese Wandelbarkeit etwa nicht bestände.

Die letzte, die vierte volkskundliche Arbeit des Zusammenhanges Volkskunde und Religionswissenschaft ging nun darauf aus, herauszustellen, was innerhalb der im sogenannten Volk vorhandenen Religiosität an „gesunkenem Kulturgut“ aus dem kirchlichen Bereich vorhanden sei, um u. a. den Rest dem „primitiven Gemeinschaftsgut“ zuzuteilen²⁴⁾.

Wie man bisher Kunstlied und Volkslied, Mundart und Hochsprache gegenüber abzugrenzen sich bemüht hatte, so sollte auch eine Zweischichtenfrage für die Glaubensinhalte und Ausrichtungen der hohen wie niederen Religionen die Richtigkeit dieser Fragestellung beweisen. Wenn auch dieses Verfahren bei dem Verhältnis Kunstlied/Volkslied²⁵⁾ mit Einschränkung stimmt, liegen die Dinge bei jedem anderen Begriffspaar neu gelagert oder überhaupt nicht so gelagert. Allzu leicht übersieht man, daß wohl Volkslied zu 90 vom Hundert gesunkenes Kunstlied ist, daß bei hohen und niederen Religionen, ja noch bei zahlreichen anderen gleichgerichteten Erscheinungen aber der Glauben die Grundfrage ist und nicht steigende und sinkende Formeln, Riten und Kulte. Weiter übersieht man, daß die

²²⁾ Die Neugestaltung der Sakramentalien wurde eingeleitet auf dem Reichstag von 1548 zu Augsburg durch Karl V.; siehe weiter Anm. 39.

²³⁾ Es seien nur einige der verbreitetsten genannt: *Gelasio de Cilia, Locupletissimus thesaurus continens varias et selectissimas benedictiones, conjurationes exorcismos . . . ex diversis Ritualibus collectus de Vohburgi 1709; Ubaldo Stoiber, Armamentarium ecclesiasticum, Augsburg 1704. Cilia erschien 1750 in 7. Auflage; Stoiber 1744 in 4. Auflage.*

²⁴⁾ Siehe H. Naumann, Prolegomena a. a. O.

²⁵⁾ John Meier, Kunstlieder im Volksmund, Halle 1906. Die Volksliedforschung erstreckt sich so gut wie ausschließlich auf die Textforschung, einer mehr philologischen als volkskundlichen Angelegenheit. Beim Volkslied geht es aber neben dem Wortlaut um das Lied, um die „Weise“, weniger um entlehnte oder „zergungene, zersprochene“ Texte. In dieser einseitigen Aufnahme des Begriffes „Volkslied“ seitens volkskundertreibender Deutschphilologen krankt ein großer Teil der Volksliedforschung. Ein Gesangsverein nennt sich „Liedertafel“, weil er Lieder singt, nicht weil er Gedichte vorträgt. Sonderbar ist, daß die philologische Volkskundeforschung unter Volksdichtung meist nur Märchen, Sage, Rätsel, Sprichwort begreift, während sie das Volkslied, das sie als Volksgedicht behandelt, ausschließt. So bewegt sich die übliche Volksliedforschung eben nur bei Untersuchung von volksmäßigen bzw. in volksmäßige Sprache umgewandelten strophenförmigen Gedichten.

Obwohl z. B. A. Goetze, Das deutsche Volkslied, Leipzig 1912, auf Seite 23, schreibt: „Der Gesang ist nicht bloß das sicherste Merkmal des Volksliedes, sondern auch geradezu sein Lebenselement“, findet sich in seiner sonst auf dem Gebiete der Textforschung verdienstvollen Darstellung nicht eine einzige Weise oder eine Note. Siehe noch A. Levy, Geschichte des Begriffes Volkslied, Berlin 1911; J. von Pulikowski, Geschichte des Begriffes Volkslied im musikalischen Schrifttum. Ein Stück deutscher Geistesgeschichte, Heidelberg 1933.

Zußerlichkeit des Sinkens von Heiligennamen, rituellen Formeln usw. dem Glaubenden, ob wissend oder nicht, grundsätzlich gleichgültig ist. Dem Gläubigen kommt es z. B. auf die Wunder der Reliquien an, ob sie geschichtlich echt, ob sie gewandt sind, ob ursprünglich Heiliger erster oder dritter Art, ist ihm gänzlich nebensächlich. Auch das Tridentinische Konzil setzte in der 25. Sitzung 1562 den Kult, die gläubige Verehrung, nicht die geschichtliche Echtheit der Reliquien als das Maßgebende fest. Die Zweischichtenaufspaltung wie die ermüdende Textuntersuchung sind Mühen auf dem Papier und werden ohne den Einschluß einer sinnvollen Beziehung von Benutzer zu benutztem Ding zu handwerksmäßiger Stoffzergliederung. Die dazu gestellte Forderung als die volkswundliche Forderung, nämlich zu sehen, was das sogenannte Volk nun wieder aus den Formeln oder den Vorbildern gemacht habe, zu erkennen, wie das Volk nun wieder diese Formeln vermengt, vertauscht, verdreht, bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt und „zersprochen“ habe, alles Beweis und Erläuterungsgegenstand für die Unfähigkeit zu „abstrahieren“, für die Unfähigkeit zu „logischen Mechanismen“, ein Zeichen der „Denkfaulheit“, der „Unlogik“ oder der „hypertrophen Assoziationsstätigkeit“ und wie dergleichen Erkenntnisse lauten²⁶⁾, so führt uns das ebenfalls am ganzen Kern der Bedeutung und der Benutzung der Segensmasse geradenwegs vorbei, da ja nämlich für die Vorbild gewesene Geistlichkeit, von der diese Kulturgüter kamen, die gleichen Erkenntnisse als kennzeichnend volkswundliche herauspringen müßten; denn die Geistlichen stellten nach denselben Denkgesetzen ihre Benedictionsformeln zusammen, vermengten sie und „zersprachen“ sie.

Ein kalter Zug aufklärerischen Geistes ließ diese Kluft und das Mißverständnis diesem Glaubensgut gegenüber noch größer werden, insofern man die Erkenntnisse der Durkheimschule abklatschmäßig und reichlich mißverstanden in die deutsche Volkskunde verpflanzte. Durkheim und Levy-Bruhl²⁷⁾ z. B. wollten Verständnis und eine Einfühlungsgrundlage für das Denken der Naturvölker geben, aber nicht Dinge des Übersinnlichen, des Religiösen erklären. Es erscheint unbegreiflich, daß man Dinge des Glaubens und der Religion mit Maßstäben der Logik und dergleichen nach dumm, unintelligent, beschränkt, assoziativ usw. zu buchen versucht hat. Ein Teil der augenblicklich maßgebenden volkswundlichen Forschung tut gerade so, als ob Glaube und Logik in einer Ebene lägen und Glaube überhaupt in Widerspruch mit Logik stände oder deren Gegenteil sei! Vom Standpunkt des „Intellektuellen“ gibt es Kunst und Kitsch, Glaube oder Aberglaube! Wenn die augenblickliche Richtung in der deutschen Volkskunde zu Recht bestünde, nämlich den überlegenen Verstand und die Gegenüberstellung von falsch und richtig für das volkstümliche Denken und die volkstümliche Auffassung als Maßstab herauszustellen, dann wäre die Aufgabe der Volkskunde die, alles nach den Gesetzen der Logik auszurichten und alles danach im Leben zu berichtigen. Doch diese Spitzenleistung ist wahrhaftig nicht Aufgabe einer Volkskunde.

²⁶⁾ Bei S. Naumann a. a. O.; Bach, Deutsche Mundartforschung, Heidelberg 1934, S. 130 ff.; Maurer, Volkssprache, Abhandlungen über Mundarten und Volkskunde, Erlangen 1933.

²⁷⁾ Emile Durkheim (1858—1917), franz. Philosoph und Soziologe, schrieb *Les règles de la méthode sociologiques*, 1895; *La division du travail*, 1893; Lucien Levy-Bruhl (geb. 1857), franz. Soziologe, Schüler Durkheims, schrieb *Les fonctions mentales dans les sociétés inférieures*, 1910; deutsch als: *Das Denken der Naturvölker*, 1926. Über das Verhältnis von Durkheim und Levy-Bruhl zur deutschen Volkskunde siehe Sarrajanz, Volk, Mensch und Ding, S. 10 ff.

Die Maßstäbe einer Volkskunde sind andre oder überhaupt nicht Maßstäbe im üblichen Sinne; denn es geht hier nicht um das allgemein Besondere, sondern um das besonders Allgemeine. So liegt auch die Betrachtung für die Segensprüche gelagert. Hier geht es nicht als Endziel um Vorbildscheidung und Vorbildmischung oder um die daraus abzuleitende Denkfähigkeit usw., sondern es geht hier um das Verhältnis Gebet — Benediction — Segenspruch, oder schärfer umrissen, um das innerhalb volkskundlicher Erscheinungen zutage tretende Wechselspiel von Religion und Magie²⁸⁾. So sehr dieses Verhältnis auf den ersten Anblick klar zu sein scheint, offenbart es sich schon bei genauerem Hinsehen als ein Geslecht innigster Art, bei dem Wertungen mit falsch und richtig, Glauben und Aberglauben zu weiter nichts als einem Gang im Kreise und damit zu falschen und zwecklosen Schlussfolgerungen und Einsetzungen führen.

Entschlagen wir uns zunächst aller Vorstellungen und Inhalte, die wir gewohnt sind von den überlieferungsmäßigen Glaubensausrichtungen im Sinne des Christentums zu haben, entschlagen wir uns ferner überhaupt, nach falsch und richtig von einer „intellektuellen“ Lebensgrundlage aus zu werten; denn innerhalb einer Volkskunde kann und darf nicht der Standpunkt oder die Weltanschauung des Forschers, des Untersuchers oder Betrachters maßgeblich, zutreffend oder überhaupt entscheidend sein, sondern die Stellung und die Meinung des Trägers dieser betreffenden Dinge zu diesen, bzw. dessen Meinung über die Dinge. Und dieser Blickwinkel wird oft übersehen, und wenn nicht, sonderbarerweise leicht und gern beiseite geschoben.

Daß in weitesten Kreisen der Bevölkerung in Stadt und Land das Christentum im Sinne frommer Unterwerfung nur als Deckschicht sein Vorhandensein hat, ist eine nicht wegzuleugnende Tatsache, auch wenn bis in die letzten Volkskreise hinein mit dem überlieferungsmäßigen Wort- und Formelschatz des Christentums oder mit christlich-kirchlicher Weltanschauung umgegangen wird. Gott Vater z. B. spielt nur eine untergeordnete Rolle, und seine Nennung kommt über formelhafte Verwendung und Handhabung meist nicht hinaus. Unbekannt und auch unverständlich ist die christliche Zweisheit von Leib und Seele; der Totenglaube beherrscht das Feld, und der Wiedergänger, der lebende Leichnam, ist die wirkliche Welt dieses Lebenskreises. Ja, es bedarf überhaupt der Bestätigung, ob „animistische“ Gedanken und Gestalten im heutigen Volksleben so ausschlaggebend sind oder, anders gesagt, die Rolle spielen, die ihnen der Verstand einiger Forscher unterschiebt. Auch Jesus tritt in den Hintergrund; nicht seine Lehre, nur sein Leiden steht im Mittelpunkt neben seinen Worten, die weniger als Worte Christi Beachtung finden, da das Wunder im Wort selbst liegt²⁹⁾. Das, was überhaupt die Gemüter bewegt, ist die Macht seines Leidens, seines Namens, seiner Worte. Die Heiligen sind anbetungs- und verehrungswürdig weniger wegen ihrer Heiligkeit oder ihrer geschichtlich bezeugten Marter, sondern wegen der „Macht“, die sie in sich tragen und die auf ihre Altäre und Reliquien übergeht; ihre Seelen gehen niemanden etwas an. Ihre Macht, nicht ihre Seelen im Himmel erzeugten den

²⁸⁾ siehe K. Beth, Religion und Magie bei den Naturvölkern; ein religionsgeschichtlicher Beitrag zur Frage nach den Anfängen der Religion, Leipzig 1926; N. Söderblom, Werden des Gottesglaubens, S. 157 ff.; Beth, Das Erlebnis in Religion und Magie = Kantstudien XXX, S. 381 ff.

²⁹⁾ für Ostpreußen finden sich Beispiele bei A. Zempler, Psychologie des Volksglaubens, insbesondere der volkstümlichen Natur- und Heilkunde des Weichsellandes, Königsberg 1930.

Kult³⁰⁾. Im Christentum wie Islam wurde die Machtheiligkeit für die Durchschnittsfrömmigkeit ein wichtigeres Heilmittel als die Bitte zu Gottvater. Die Heiligen wirken in den Benedictionsformeln durch die „Macht“; die Wendungen in den Formeln wie „virtus, vim benedictionis, gratiam benedictionis infundere“ bestätigen die Machtvorstellung als virtus inhaerens. Es heißt: inter sanctos, in sanctis kommen, seinen Körper den Heiligen anvertrauen, bei den Heiligen ruhen, nämlich um bei der Auferstehung mit dem „mana“³¹⁾ der Heiligen in Berührung zu kommen und Kraft zu schöpfen.

Die Macht bezeichnet eine geheimnisvolle, den Menschen, Tieren, Gegenständen innewohnende Fähigkeit, durch die außerordentliche Erscheinungen, Lebenskräfte, Tüchtigkeit usw. möglich werden. Die Macht und die machterfüllten Gegenstände sind gefährlich und mit Verboten belegt, sind Tabu. Aber zugleich ist die Macht auch wertvoll, und man muß sie benutzen, wo man ihrer habhaft werden kann. Die innewohnende und ausstrahlende „Kraft-Macht“ entscheidet über „heilig und profan“; machtgeladene Wesen bedeuten den Anfang religiöser Regung, und sie entscheiden nach Abzug aller sittlichen, verstandesmäßigen Erwägungen über das Übermenschlich-Erhabene nach den Gesichtspunkten des Erschauerns und Zingeriffenseins, das heißt, es ist damit entschieden, ob etwas dem religiösen Bereich zugehört oder nicht. Denn Religion als Lebensfürsorge mit übernatürlichen Mitteln beginnt nicht mit der Gottesvorstellung, sondern endet zuweilen mit ihr.

Das Wesen der Magie kreist in demselben Maße um die Vorstellung der übersinnlichen unpersönlichen Kraft-Macht; Magie steht durchaus nicht zunächst als etwas Minderwertiges, Verabscheuungswürdiges im heutigen Sinn im Gegensatz zur Religion, wie grade die vedische und ägyptische Religion zeigen, bei denen ganz besonders magische Riten verlangt werden und im Vordergrund stehen. Die vorreligiöse und die vormagische Verlaufszeit liegen nebeneinander und ineinander, wie sie oft noch heute ein und dasselbe in einem Geschehen sind. Religion und Magie sprossen aus einer Wurzel: aus dem Glauben an die unpersönlich-unsinnliche Macht; ihre späteren Spaltungen beruhen auf sittlicher Grundlage.

Religion und Magie stehen zunächst in keinem Gegensatz, ja sie decken sich auf weite Strecken hin; wohl stehen beide gegen die Zauberei, die schwarze Magie als Anwendung der Macht im gemeinschaftschädlichen Sinn. Wird die Macht zu bestimmten Zwecken benutzt, etwa gegen die eigenen Stammesgenossen, erhält sie den Zug des Verbotenen, Verabscheuungswürdigen, Bösertigen³²⁾. Anwendung der Macht zu einem eigensüchtigen, unlauteren Zweck wird schon früh als Vergehen gegen die Gesamtheit empfunden, und in den höheren Religionen geschieht so die Wandlung, daß Betätigung auf dem Gebiete der Magie Sünde gegen die gesetzliche Gottheit ist. Der Magier trotz den vorgeschriebenen und allgemein anerkannten feierlichen Bräuchen und Kultübungen; diese zu halten und sich nach ihnen zu

³⁰⁾ Söderblom, a. a. O. S. 26, ff; auf die Fragen als Einführung sei verwiesen auf: Beth, Einführung in die vergleichende Religionsgeschichte, ANUG Nr. 658, Berlin 1929; Söderblom, Einführung in die Religionsgeschichte, Leipzig 1930.

³¹⁾ über den „Mana“begriff siehe S. R. Codrington, Melanesien Anthropology and Folklore, 1891; K. Thurnwald, Neue Forschungen zum Manabegriff = Archiv für Religionswissenschaft XXVII (1929) S. 93 ff; Söderblom, a. a. O. S. 26 ff; Beth, a. a. O. S. 211 ff.

³²⁾ Durkheim und andere haben daraus, ob soziale Anwendung oder nicht, die Trennung von Religion, Magie und Zauberei vornehmen wollen; jedoch ist hierbei Vorsicht am Platze, da es innerhalb von Religion ebenso einzel menschlich Betontes gibt, wie andererseits sich Zauberer zusammentun können und für Gemeinschaften wirken.

richten, sich ihnen zu unterwerfen, ist Zeichen des Nichtmagierseins. Liegt die Sünde der schwarzen Magie, der Zauberei, in der Absicht, böse, d. h. gegen die Gemeinschaft, zu handeln, braucht das Ziel der Magie an sich nicht böse zu sein. Ihr Vergehen liegt im Mittel, in der Benutzung der Macht zu angemessenen Zwecken. Der in Banden der Religion stehende Mensch unterwirft sich genau so wie der Magier der Macht, allerdings nicht mit dem Neben- und Hintergedanken, die Macht zu persönlichen oder anderen Vorteilen auszunutzen. Niederen Religionen ist Magie als Verbrechen gegen die Gottheit fremd, nur verboten gegen Mitmenschen; in den höheren Religionen betet der Mensch die göttliche Macht an, in den niederen Religionen benutzt der Mensch die Gottheit zu seinen Zwecken.

Wie Beschwörung und Anbetung ineinander übergehen, sind Gebet und Zauber oft kaum zu unterscheiden. Religion und Magie haben zueinander keinen Vorrang, sondern laufen ständig nebeneinander her. Erinnern wir uns, wie dieses gegenseitige Durchdringen bei der Taufe zutage tritt, bei der auf rein magische Weise „Im Namen Jesu“ der kleine und der große „Exorzismus“ zur Anwendung gelangen. Beide, Religion und Magie, sind Blüten auf demselben Wurzelstock des Glaubens an die Wirkung der Macht, allerdings mit der zum Schluß in entgegengesetzter Richtung verlaufenden Rückwirkung auf die Macht. Aber dies fordert mit keinem Wort, in dem einen Fall von G l a u b e n und im andern Fall von A b e r g l a u b e n zu reden, welsch letzteren man sehr gern damit erklärt, daß er einmal in einer bestimmten Religion keinen Platz, zum anderen der wissenschaftlichen Auffassung einer Zeit widerspräche³³⁾.

Um zu der Erscheinung „Glauben“ und sogenannten „Aberglauben“ Stellung zu nehmen, müssen wir uns von einer wissenschaftlichen oder dogmatischen Stellungnahme freimachen; völkerpsychologische Maßstäbe sind schon gar nicht am Platze. Denn mit den ewig und ewig aufgewiesenen Schichtformen „primitiv, praeologisch, praemorallysch, assoziativ³⁴⁾, Gesetz der Koinzidenz“³⁵⁾ usw. können wir in keinem Fall irgendeine Gerechtigkeit den Tatsachen des Glaubens widerfahren lassen. Die Zerlegung dieses Ganzheitsbegriffes der Beziehung zum Übersinnlichen entkleidet diesen seines Gehaltes und seines stärkegebenden Inhaltes und seiner Wärme, läßt

³³⁾ Am reinsten ist die Meinung ausgesprochen worden von dem dänischen Religionswissenschaftler Edvard Lehman, Aberglauben und Zauberei von den ältesten Zeiten an bis in die Gegenwart. Deutsch von Petersen. Stuttgart 1919. S. 3 ff.

Ebenso merkwürdige wie verschrobene Ansichten über den Begriff „Aberglauben“ äußert J. v. Negelein, Die Idee des Aberglaubens, sein Wachsen und Werden. Bd. I. Berlin-Leipzig 1931. In keiner Weise kann der Abschnitt „Aberglauben“ im Zw. des Aberglaubens, Bd. I, S. 66 befriedigen; siehe dazu noch Hoffmann-Krayer, Stufen des Aberglaubens. In: Volkskundliche Gaben für John Meier, Berlin 1934. S. 68 ff. Sehr feinsinnig ist der Beitrag „Aberglaube“ in R.G.G., 2. Aufl. 1927, Bd. I. Spalte 42 von Kühle; völlig verfehlt der Beitrag „Aberglaube“ in Pauly-Wissowa, Realencyklopädie Bd. I.

Man glaubte u. a. den Begriff „Aberglaube“ begreifen zu können, wenn man die Wortableitung von „A b e r g l a u b e“ geklärt hätte; daß dies verfehlt sein muß, ist leicht einzusehen, ganz abgesehen davon, daß die Wortableitung „A b e r g l a u b e“ bis heute noch nicht gegliedert ist. Es kann hier niemals um eine Wortklärung gehen, sondern um die Erkenntnis der hinter diesem sogenannten „Aberglauben“ stehenden Kräfte. Siehe auch den anregenden, aber nicht zum Kern vordringenden Aufsatz von L. Mackensen, Volksreligion und Religion im Volk = Schweizer Archiv für Volkskunde 1927, 162 ff; siehe Anm. 37.

³⁴⁾ S. Naumann, Grundzüge der deutschen Volkskunde, S. 56 ff.

³⁵⁾ E. Cassirer, Die Philosophie der symbolischen Formen. Bd. II. Das mythische Denken. Berlin 1928. S. 107 ff; S. 132 ff.

verstandesmäßig zerlegt dieses übersinnliche Verhältnis unsinnig erscheinen, ja verkehrt überhaupt den Sinn und die Aufgabe des Ganzen in sein Gegenteil; denn es geht um Beziehungen zum Übersinnlichen und nicht um denkräftig vollzogene Geistesleistungen. In der grundsätzlichen Verkennung dieses Ganzheitsgeprägtes finden sich immer wieder die alten Aufstellungen vom „mangelnden Einblick in die ursächlichen Zusammenhänge, von der vorschnellen Verallgemeinerung, vom falschen Analogieschluß“ usw. um die Glaubensbestandteile psychologisch zu klären; als wenn man mit dem Hinweis auf den mangelhaften Einblick in die ursächlichen Zusammenhänge oder durch den aufgezeigten Widerspruch zu Naturgesetzen etwa den Glauben an die Auffahrt Christi erschüttern müßte oder könnte³⁶⁾.

Treten wir damit wieder in den Betrachtungskreis der Segenssprüche zurück, den wir verlassen hatten, um durch Betrachtung von Religion und Magie zu erkennen, daß bei beiden, sinngemäßlich gesehen, der Glaube an die Wirksamkeit der übersinnlichen Kraft-Macht unbedingte Wirklichkeit ist und vollkommen sinnhafter Bezug von der Erscheinung und der Tatsache des Glaubens zum Träger desselben besteht, und daß es nur bei Herausstellungen innerhalb eines sich allein berechtigt dünkenden „Glaubens“, der sich im Grunde in seinem Bestande bedroht fühlt, zu Werturteilen als „Aberglauben“ kommen kann. Denn die innerliche Einstellung des die Segenssprüche Benutzenden ist unbedingte, gläubige Hingabe an den Erfolg und die Hilfe der in den Segen angerufenen Helfer, wie andererseits die in den Worten steckende Macht — die Formel an sich ist schon Wunder — unbedingtes Erschauern für den Betreffenden hat, nicht anders wie der Betende in seiner Art und in seinem Bereich. In keinem Fall ist dem Segenssprecher irgendeine Anrufung einer „bösen“ Macht zu unterchieben, die er anruft, im Gegensatz zu einer „guten“ Macht in den „Benedictionen“; er ruft die selben Helfer an, seine Formeln bewegen sich in demselben Aufbau und in derselben Gliederung, beide wünschen Hilfe einer übersinnlichen Macht zu persönlichem oder allgemeinem Nutzen und Nützlichkeitswerten. Wie stark diese Durchdringung und Beeinflussung von Sitte und Brauch und „Benedictionen“ ist, war schon erwähnt; es ist darum oft schwer, auf den ersten Blick zu entscheiden, ob Segen oder Gebet, ob „Benediction“ oder Segensspruch; manchmal ist es ganz unmöglich, vollends für das Mittelalter.

Magische Spuren sind ebenso wie die Sorge um persönliche Nützlichkeitswerte bis in die höchsten Religionen zu spüren und festzustellen, ohne daß mit beiden Religion aufhörte, Religion zu sein. Gebet und „Benediction“ zeigen oft genug so viel bewußt geprägten Willen und eigenmächtige Zielstrebigkeit, wie Segenssprüche bedingungslose Unterwerfung unter eine übersinnliche Macht aufweisen. Wenn Religion Unterwerfung, Magie Herrschaftsgefühle gegenüber den Mächten heißt, ist im Grundgedanken die Sache klar, die Wirklichkeit aber zeigt wunderliche Mischformen und Ablösungen.

Die Beibehaltung des Wertbegriffes „Aberglauben“ ist in der Volkskunde unmöglich, und seine Anwendung zeigt starre Verkennung volkstümlichen Denkens und Seins. Daran ändert in nichts das „Handwörterbuch des Aberglaubens“³⁷⁾. Wie kann man unter dem Stichwort „Aberglauben“, welches immer die Stellungnahme einer abwägenden, wertenden „Intellektualität“ offenbart, eine gerechte, sachgemäße Beurteilung gerade dessen erwarten, was am meisten die Menschen bewegt und hält, nämlich des Glaubens, mag er nun kirchlich anerkannt sein oder

³⁶⁾ siehe dazu Garmjanz, Volk, Mensch und Ding, S. 142 ff.

³⁷⁾ vergleiche unter Anm. 33; dazu noch L. Mackensen, Randbemerkungen zum Aberglaubenswörterbuch = Zf. für Deutschkunde 1930; S. 172 ff.

nicht. Und das zeigt uns zutiefst immer wieder deutlich, daß Volkskunde nicht alleinige Bauernkunde oder eine bestimmte Standeskunde ist, sondern daß wir alle als Teile eines Volkskörpers Beiträge zu einer Volkskunde unbewußt liefern; denn gläubige Zingabe an Übersinnliches fehlt keinem Menschen, sie ist kein Etwas kirchlicher Einrichtungen und kirchlicher Sitte, sondern der Grund und das Feld allen menschlichen Daseins, auf dem freilich die Kirche der allein rechtmäßige Ackermann sein will. Die Menschen sind nicht fromm, weil die Kirche da ist, sondern die Kirche hat Bestand, weil die Menschheit das Erschauern und Zingerissen sein vor dem Übersinnlichen in sich trägt.

Stellen wir also alles außerhalb der Kirche vorhandene Geschehen, das nach der Scheidung von „heilig und profan“ ausgerichtet ist, unter den wertenden Sammelbegriff „Aberglaube“, so verbauen wir uns grundsätzlich den Weg zu den schöpferischen Quellen der Religiosität. Und man tut stillschweigends grade so, als ob Volksglaube und Beschränktheit nur jedesmal eine andere Umschreibung für ein und dasselbe geistige Gebrechen sei und behandelt z. B. die Segensprüche und alle außerhalb der Kirche sich abspielende Religiosität so, als wenn diese ganz losgelöst vom Einzelwesen als Überbleibsel einstiger menschlicher Verirrung in der Weltgeschichte herumswirrlen. Volkskunde jedoch blickt immer auf den Menschen, und die Betrachtung seiner dinglichen und geistigen Äußerungen geschieht nur in der sinnvollen Beziehung zum Träger dieser Äußerungen, und dadurch wird der sonst übliche Blickwinkel zu diesen Äußerungen ein anderer, eben der kennzeichnend volkskundliche. Volkskundliches Denken fordert mithin eine völlige Umkehr und Abkehr von immer nur in die Höhe gehenden und in Höhengichten befindlichen und sich mit Spitzenleistungen befassenden Wissenschaftsdenken. Die Volkskunde muß des Willens sein, zu den Quellen und Grundlagen des völkischen Denkens und Wesens sich zurückzutasten; das kann aber nicht nebenbei getan, gelernt und beurteilt werden, sondern erfordert neben wirklicher, lebensvoller Arbeit innere Neuerung, nie ermüdende Liebe und trotzdem einen nüchternen, klaren Blick. Eine tatsächliche lebendige Einsetzung des Volksglaubens verlangt die richtige Erkenntnis seiner Werte, seines Inhaltes und Seins.

Weder die Einstellung der Kirchen zum „Aberglauben“, der von ihnen zu gottverdammter, teuflischer Verirrung gestempelt wurde, noch die Überheblichkeit der Aufklärung haben ihn begriffen oder sind ihm gerecht geworden, noch haben sie ihn vor allen Dingen gebessert oder beseitigt. Im Gegenteil, er besteht noch heute in ewiger Jugend und wird auch weiterhin Bestand haben³⁸⁾. Hier kann nur eine volkskundliche Arbeit, gepaart mit einer religionswissenschaftlichen Erkenntnis, den Weg in die Zukunft weisen, wie es eine kurze Betrachtung der Segensformeln zeigen wollte.

³⁸⁾ Schon Bonifacius wettete gegen die Himmelsbriefe, und heute noch sind sie verbreiteter denn je. Das verbreitetste Buch mit Segen und Himmelsbriefen ist Albertus Magnus, ägyptische Geheimnisse und das 5. Buch Mosis, beide mit erfundenen Druckorten und Jahresangaben. In Masuren z. B. ist sehr verbreitet: Jakuba Turowskiego Klucz do bardzo ważnych Tajemnic (= Schlüssel zu sehr bedeutsamen Geheimnissen von J. Turowski), gedruckt bei Karl Beermann in Johannesburg. Es seien nur diese drei genannt, um etwas aus dem sogenannten Aberglaubenschrifttum anzuführen. Eine Sammlung ostpreussischer Segen bringt S. Frischbier, Segenspruch und Zauberbann, Berlin 1870; eine weitere Sammlung dieser schriftlichen volksreligiösen Erzeugnisse besitzt das Institut für Heimatforschung der Universität Königsberg; Verfasser selbst hat im Laufe von etwa 6 Jahren ungefähr 1200 Segen verschiedenster Art gesammelt, die bis auf wenige Ausnahmen alle aus den letzten Jahren stammen und lebendig im Gebrauch sind.

Es kann sich nicht um Verächtlichmachung oder Beseitigung handeln, sondern nur um die Auswertung der Kräfte, mit denen diese Dinge gehalten werden, und zwar gemäß den Erkenntnissen aus diesen, sei es für das staatliche Leben oder für die innere Gestaltung kirchlichen Tuns. Denn die Gefahr für den Träger des Volksglaubens als den in ihm völlig lebenden liegt auf einer anderen Seite, nämlich, daß der Mensch bei fortschreitender Aufklärung und sozialer Aufgeschlossenheit keinen Ersatz für seine arteigenen ihm kunstgerecht wertlos gemachten religiösen Überzeugungen erhält. Religion verträgt wohl unbeschränkte Beigaben des „Irrationalen“, aber nicht einmal maßvolle Zuteilung von Werten, über die eine Sitten- und eine Vernunftlehre richtet.

In einem volkshundlichen Sinn arbeitend sehen wir die römische Kirche des Mittelalters, die in bezug auf die Benedictionen z. B. in Gestaltung, Inhaltgebung und Wahl der Helfer völkischem Leben und Denken entgegenkam, um ihm andererseits für deutsche Verhältnisse christlich-antik-römische Vorstellungen und Inhalte zu geben. Was sonst auf germanischem Boden „heidnisch-verabscheuungswürdig“ war, dasselbe hatte auf römischem Boden ein unlösbares Band mit der orientalischristlichen Kirche geknüpft. Zugleich ist dies ein einschlägiger Beweis dafür, daß Magie nie endgültig überwunden werden wird, und daß, um die Massen zu halten und zu gewinnen, bisweilen die christliche Kirche ihr, der Magie, Obdach und Raum zu überschaubarer Zuteilung des „Irrationalen“ gewähren muß und gewährt. Freilich, diese volkstümliche Auswertung ist unter dem äußerlichen Gebrauch kirchlicher Einrichtungen erstarrt, und nach 1674 durch Erscheinen des *Rituale Romanum*³⁹⁾, welches Gestalt und Inhalt der Benedictionen festlegte, seiner beweglichen Eigenart entkleidet worden, um dadurch eine ständige neue Zufuhr aus seinem Quell zu verschließen⁴⁰⁾.

³⁹⁾ *Rituale Romanum* heißt das amtliche für die ganze römische Kirche bestimmte liturgische Buch, das die vorgeschriebenen Anweisungen für die seelsorgerischen Kult-handlungen enthält; es wurde 1614 von Papst Paul V. veröffentlicht. In ihm sind eine Sammlung von sogenannten „ordines“ enthalten, die bis dahin in anderen liturgischen Büchern und Schriftwerken nichtamtlicher Art enthalten waren. Papst Leo XIII. veranstaltete 1884 eine Musterausgabe, die in einem Anhang (Appendix) neue Formeln enthält. Seitdem sind keine neuen Benedictionen kirchlicherseits hinzugekommen.

⁴⁰⁾ Da in der römischen Kirche sich die Liturgie ganz in einer toten feierlichen Sprache bewegt und die Teilnahme des Laien dadurch unmöglich ist, bildeten sich volkstümliche Kulte aus, die von seiten der Kirche trotz zahlreichen Widerspruchs geduldet wurden. Ebenso bestand neben der amtlichen Liturgie die mittelalterliche nachtridentinische Mystik, deren Wirkung auf die Volksmassen ja wie bekannt außerordentlich war. In dieser Art Volksreligion, die gerade in der Mystik viele völkische Saiten aufklingen ließ, verbindet sich die kirchlich-christliche Religion mit religiösen Äußerungen, wie wir sie im Urchristentum haben.

Innerhalb dieser von der Kirche geduldeten Volksreligion ist Gott der Richtende und Strafende; Jesus findet seine Verehrung im Herz-Jesu-Kult, Maria in der vielseitigen Marienverehrung, z. B. in Loretto, Lourdes. Die Zeiligenverehrung überragt völlig das Vorhandensein Gott Vaters, und der Schutzengelglaube ersetzt Gott Vaters schützende, allgegenwärtige Hand. Opfer und Gebet sind die äußeren und sichtbaren Zeichen der Selbstberuhigung; hier spielen die Sakramentalien die große Rolle.

In neuer Zeit hat sich innerhalb der katholischen Kirche die „Liturgische Bewegung“ unter der Leitung des P. Pius Parsch aus Klosterneuburg dieser den Laien so bewegenden Fragen angenommen. (H.: *Bibel und Liturgie*.) Der Geist dieser liturgischen Bewegung ist ganz evangelisch-urchristlicher Art. Sie fordert u. a. Einführung der Landessprache in den Gottesdienst.

In der evangelischen Kirche ist seit 1870 unter Spitta und Smend eine liturgische Bewegung vorhanden, die vor hat, den Sinn für eine Neugestaltung des Gottesdienstes

Ein kleiner Ausschnitt in den Bereich des volkskundlichen Arbeitsfeldes eröffnete gradeswegs die Tore zu fruchtbaren Fragen aus dem lebendigen Strom des menschlichen Geschehens und dazu grade nicht die unbedeutendsten Fragen aus einem Abschnitt, über den meist nur mit Achselzucken hinwegzugehen Überlieferung ist. Dabei sollte der volkskundliche Blickwinkel auf die Auswertung brachliegender, sich ewig selbst nährenden, zu Befreiung und Einspannung drängender Kräfte hinweisen, ohne deren Berücksichtigung wir in der Luft schweben.

Daß hier keiner Zauberei und dergleichen das Wort geredet oder einer blutlosen wissenschaftlichen Verschrobenheit zuliebe diese Fragen aufgegriffen wurden, wird ohnehin klar sein. Diese Dinge anpacken heißt den kleinen Mut aufbringen, sich der einfachen Tatsache erinnern, daß man einem Dinge nur begegnen kann und es zu ändern imstande ist und seine hinter ihm stehenden Kräfte zu höheren Zwecken nutzbar zu machen vermag, wenn seine Grundlagen bekannt und erkannt sind und ihm selbst Gleichwertiges, Besseres an die Seite gestellt wird⁴¹).

Für diese völkisch lebenswichtigen Fragen Erkenntnis, Verstehen und Arbeitswege zu schaffen, gehört zu den Aufgaben und Zielen einer deutschen Volkskunde.

zu wecken. (H.: Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst.) Neuerdings wollen die Kreise um den Marburger Otto die Strebhaftigkeit und Eigenkraft der Gemeinden heben; die „Berneuchener Konferenz“ pflegt die Bestrebungen, innerhalb der Gemeinde die Bedeutung der Sakramente zu fördern.

⁴¹) Wie man von seiten der evangelischen Kirche der Volksreligiosität entgegenkam, zeigt z. B. die Ausgestaltung des Erntedankfestes, obwohl in dieser Richtung alles noch in den Anfängen liegt. Auf diesem Gebiete den völkischen Eigenarten entgegenzukommen, d. h. diese Kräfte sich nutzbar machen, anstatt sie gegebenenfalls zu übersehen oder zu bekämpfen, ist eine hohe Aufgabe einer deutschen Kirche.

In welchem Maße es unferm neuen Staat gelungen ist, das altdeutsche Maiest in den Mittelpunkt des völkischen Lebens zu stellen, braucht nicht noch einmal betont zu werden.

In bezug auf die Kenntnis der volksmäßigen Eigenarten deutscher Landschaften ist es leider so, daß der, der zur Heidenmission ausgesandt wird, über Sitte und Brauch von Bantunegern oder Eskimos besser unterrichtet ist und sich darauf eingestellt hat, als ein Theologiestudent einer deutschen Universität sich auf die Stammeseigenarten seiner zukünftigen Pfarrkinder vorbereitet, um sie zu verstehen und zu erfassen. Der Pfarrer kann leider oft genug auf seinem Dorfe nicht Seelsorger sein, weil er aus Unkenntnis heimischer Anschauung und heimischer Sitte ein Fremdkörper in seiner Gemeinde ist.

Es ist beachtlich, wie mit Aufkommen der sozialen Frage sich die evangelische Kirche unter Stöcker einem Volksstudium widmet, wenn auch hierin nur erste Anfänge zu spüren sind. Es geht hierbei nur darum, den Eigenarten des Fabrikarbeiters nachzuspüren, der durch Marxismus und Internationalismus der Kirche entfremdet ist. Man will ihn der Kirche zurückgewinnen. (1890 ev.-soz. Kongreß.) Eine Frucht dieser Bestrebungen waren z. B. die Aufzeichnungen des Sekretärs des genannten Kongresses, Pfarrer P. Göhre (3 Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche, Leipzig 1891), der als Arbeiter die geistigen Kräfte der Arbeiterbewegung und des Arbeiters kennen lernen wollte, um Richtlinien für die soziale kirchliche Frage und ihre Lösung zu finden.

Als erster Theologe nahm Paul Drews (Monatschrift für die kirchliche Praxis NF I. 1901, S. 1 ff.) zu diesen Fragen in einem Aufsatz Stellung: Religiöse Volkskunde, eine Aufgabe der praktischen Theologie! Im selben Jahrgang der genannten Zeitschrift schrieb Drews: Der Prozeß des Unglaubens beginnt bei sehr vielen mit der Erschütterung des Aberglaubens! (Ein Beitrag zur religiösen Psychologie und Volkskunde, S. 313.) Nichts dürfte die Lage besser kennzeichnen, als dieser Satz eines evangelischen Theologen. Fr. Niebergall fordert dann in seinem „Lehrbuch der praktischen Theologie“. Tübingen 1918, Bd. I, S. 31 ff. eine „Religiöse Volkskunde“ als Grundlage einer theologischen Ausbildung.

Sinnbilder und Runen.

Von Wolfgang Krause.

Kaum ein Gebiet der germanischen Altertumskunde beschäftigt weiteste Kreise unseres Volkes so stark und so lebhaft wie die Kunde von jenen geheimnisvollen Zeichen, deren sich einst unsere Vorfahren bedienten und die sie Runen nannten. In dicken Büchern, in mannigfachen Zeitschriften und in dem Blätterwald der Tagespresse wird die Frage nach dem Geheimnis der Runen oft leidenschaftlich erörtert, und kaum ein Tag vergeht, daß der Ozean des runischen Schrifttums nicht neue Zuflüsse erhalte.

Man kann nun leicht feststellen, daß das gesamte Runen-Schrifttum im wesentlichen in zwei Lager gespalten ist, die sich gegenseitig heftig und immer erbitterter befehden: Die Vertreter der einen Seite, die sich vor allem aus Fachwissenschaftlern zusammensetzen, behaupten, die Runen seien aus einem südeuropäischen Alphabet entwickelt, wobei man bald in der lateinischen, bald in der griechischen, neuerdings vor allem in einem der norditalienischen (oder nordetruskischen) Alpenalphabete des 2. oder 1. Jahrhunderts vor Chr. das Vorbild der Runen sehen möchte. Das feindliche Lager, zu dem vor allem begeisterte Laien gehören, besteht demgegenüber mit Leidenschaft auf der Behauptung, die Runen seien eine Urschöpfung der Germanen, ja womöglich die Urschrift der Menschheit überhaupt.

Der Streit hin und her hat mit der Zeit Ausmaße und Formen angenommen, die mit der Würde und dem Ansehen deutscher Wissenschaft — dies Wort im weitesten Sinn genommen — schlechthin unvereinbar sind, und die allen Feinden deutschen Wesens außen wie innen nur ein mit hämischer Freude beobachtetes Schauspiel bieten können.

Dabei will es mich fast bedünken, als gehe dieser unsinnige und traurige Bruderkwitz um des Kaisers Bart. Die Leidenschaften entzündeten sich viel mehr aneinander als an dem Gegenstand, um den es eigentlich geht. Man sollte nämlich zunächst einmal danach fragen, was man denn eigentlich unter dem Wort „Rune“ verstehen will. Mir scheint, daß jede Partei dies altherwürdige Wort in einem andern Sinn verwendet, und ebendarum ist jede gegenseitige Verständigung ausgeschlossen.

Seit der jüngeren Steinzeit finden sich auf germanischem Boden auf Grabplatten, Urnen, Waffen und Geräten, vor allem auch im Rahmen der berühmten bronzezeitlichen Felsritzungen Skandinaviens allerlei geheimnisvolle Zeichen angebracht, die man unmöglich einfach als Zierlinien oder als sinnlose Kritzeleien abtun kann, die andererseits auch keine Laut- oder Silbenschrift zu sein scheinen, die man vielmehr als Sinnbilder ansprechen darf. Wer nun solcherlei Zeichen

41 Die Aufstellung „Religiöse Volkskunde“ ist zumindest schief, da Volkskunde immer eine religiöse Eigenart in sich trägt; diese Fassung trifft auch nicht den Kern und den ganzen Umfang des Gewollten als Ziel. Es geht den Verfessern um „Volk und Kirche“; das breite Feld ist die volkstümliche Auffassung vom Christentum. Das zeigt deutlich W. Boette, Religiöse Volkskunde, Leipzig (Reclam) 1925. S. Lohoff, Ursprünge und Anfänge der Religiösen Volkskunde, Greifswald 1934, gibt eine planvolle Übersicht über diese Fragen seitens der Kirche.

„Runen“ nennt, der hat mit der Behauptung vollkommen recht, daß die Runen schon steinzeitlich nordisch seien. Kein störrischer Fachwissenschaftler wird hier ernstlich widersprechen. Ja, es erscheint nicht ganz ausgeschlossen, daß solche Zeichen von den Germanen schon in recht alter Zeit tatsächlich „Runen“ genannt wurden, allerdings wohl noch nicht in der Stein- und Bronzezeit, wohl aber in der älteren Eisenzeit; denn das Wort „Rune“ — freilich zunächst in der Bedeutung „geheimnisvolle Kunde“ — gehört zu einer ganzen Reihe von kulturgeschichtlich bedeutsamen Wörtern, die sich gemeinsam bei Germanen und Kelten zur Zeit ihrer engen Berührung miteinander, also in der älteren Eisenzeit, herausgebildet haben. So hätten wir also eine geschichtliche Berechtigung dazu, schon jene uralten und bodenständig germanischen Sinnbilder als „Runen“ zu bezeichnen, und es ist lediglich eine Frage äußerer Übereinkunft, ob wir es wirklich tun wollen. Auf diese Möglichkeit hat schon seit langem der norwegische Runenforscher Carl Marstrander hingewiesen, ebenso wie auf die wichtige Rolle, die die alten Sinnbilder überhaupt innerhalb der Runeninschriften spielen.

Es ist nun andererseits eine unbestreitbare Tatsache, daß auf germanischem Boden neben jenen uralten, im einzelnen in ihrem Bedeutungswert meist schwer faßbaren Sinnbildern eine feste Reihe von ganz bestimmten Zeichen auftritt, die im schärfsten Gegensatz zu jenen Sinnbildern auch als Lautzeichen im Sinn unserer Buchstaben verwendet werden können. Diese Zeichen nun wurden ganz eindeutig mit dem Wort „Runen“ bezeichnet; denn mehrere Inschriften nennen eben diese Zeichen ausdrücklich „Runen“. Den ältesten Beleg dafür liefert die Inschrift auf dem Bautastein von Einang in der norwegischen Gebirgslandschaft Valdres, die auf Grund altertumskundlicher Befunde der Mitte des 4. Jahrhunderts n. Chr. angehören mag: „Ich Dag diese Runen malte.“

Es erhebt sich alsbald die Frage, ob wir das Alter dieser als Lautzeichen verwendbaren Runen bestimmen können. Wir müssen natürlich von solchen Inschriften ausgehen, die sich auf Grund altertumskundlicher Befunde einigermaßen eindeutig datieren lassen. Und da ist nun mit allem Nachdruck festzustellen: Die älteste unter den sicher zeitlich bestimmbareren Inschriften mit diesen Lautrunen ist bisher die auf dem Speerblatt von Ovre Stabu im südöstlichen Norwegen. Sie lautet (nach meiner Untersuchung des Urstücks) r a u n i j a z, „Erprober“ (als magisch-dichterische Bezeichnung des Speeres selbst), und gehört nach den eingehenden Untersuchungen durch S. Sletelid in Bergen, einem der besten lebenden Kenner nordischer Altertümer, der Zeit rund um 200 n. Chr. an. Einige schwedische und deutsche Vorgeschichtler versetzen diesen Speer erst ins 4. Jahrhundert n. Chr. Herr Professor Sletelid hatte aber die Liebenswürdigkeit, mir vor kurzem noch einmal brieflich seinen alten Standpunkt darzulegen.

Keine andere Runeninschrift — „Runen“ im zweiten Sinn genommen — läßt sich mit Sicherheit oder auch nur mit Wahrscheinlichkeit in eine ältere Zeit verlegen. Die Inschrift auf dem pfriemartigen Knochen von Maria-Saalerberg in Kärnten, die man nach den Fundumständen dem 1. Jahrhundert v. Chr. zuzuschreiben geneigt war, hat sich soeben einwandfrei als neuzeitliche Fälschung erwiesen¹⁾.

Zeitlich auf den Speer von Ovre Stabu folgen die in dem Moor von Vi auf Fünen gemachten Runenfunde, die etwa der Mitte des 3. nachchristlichen Jahrhunderts angehören. Etwas jünger mögen die Runendenkmäler aus dem Moor

¹⁾ Mitteilung von Dr. J. Gangl in der Neuen Freien Presse Wien, Abendausgabe vom 21. April 1936.

von Thorsbjærg in Schleswig sein. Sicher dem Ende desselben Jahrhunderts gehören an zwei wandalische Urnen mit Runen aus Oberschlesien, die von Sedeschütz und die von Niesdrowitz. Endlich dürften auch die Runenspeere von Kowel in Wolhynien, von Dahmsdorf (Müncheberg) in der Mark und von Mos auf Gotland noch dem 3. Jahrhundert n. Chr. angehören.

Für die Frage nach dem Alter und der Herkunft der Runen beweist die Inschrift von Övre Stabu nun zunächst, daß die Runen nicht, wie man lange Zeit annahm, bei den Goten am Schwarzen Meer auf der Grundlage der griechischen Schrift entstanden sein können; denn um das Jahr 200 waren die Goten mit der griechisch-römischen Welt noch nicht in Verbindung getreten.

Es fragt sich andererseits, ob es irgendwelche Denkmäler mit diesen Runen im engsten Sinne gibt, bei denen zwar eine sichere Zeitbestimmung nicht möglich scheint, bei denen jedoch der Verdacht weit höheren Alters bestehen könnte. Ich nenne hier vor allem die berühmte Felsritzung von Kärstad am norwegischen Nordfjord. Auf Grund der altertümlichen Schiffsdarstellungen hier hat man immer wieder behauptet, die Kärstad-Ritzung samt den Runen gehöre womöglich noch der Bronzezeit an. Demgegenüber hat aber Gjesfing kürzlich²⁾ nachgewiesen, daß die Kärstad-Schiffe ihrem Typ nach erst eisenzeitlich sind; in keltischer Verwendung können sie sehr wohl noch bis in die „römische“ Eisenzeit (1. bis 4. Jahrh. n. Chr.), ja bis in die Völkerwanderungszeit hinein benutzt worden sein. Vor allem aber hat A. Nordén in einem außerordentlich bedeutsamen Aufsatz³⁾ darauf aufmerksam gemacht, daß die Form des Hakenkreuzes von Kärstad sonst vor dem 5. Jahrhundert n. Chr. nicht bezeugt ist. Die Form der /-Rune in der Kärstad-Inschrift weist am ehesten auf die Zeit um oder bald nach 400. Die Sprache der Inschrift kann ebensowohl dem 5. Jahrhundert n. Chr. wie einer um einige Jahrhunderte früheren Zeit angehören; bronzezeitliches Germanisch zeigt sie aber entschieden nicht; denn sie weist bereits die erste Lautverschiebung (z. B. *ek* „ich“ gegenüber latein. *ego* usw.) und den Übergang von indogerm. *o* zu *a* auf; Dem *aljamarkiz* („der aus einer anderen Mark stammende“) von Kärstad würde im Urindogerman. ein * *aljomargis* entsprechen.

Wir dürfen die Kärstad-Inschrift also mit einiger Wahrscheinlichkeit der Zeit um oder bald nach 400 zuweisen.

Es bleibt noch die Felsritzung von Zimmelstadlund in Ostgötland zu erwähnen, die Runen neben einer wiederum recht altertümlichen Schiffsdarstellung aufweist⁴⁾. Die hier verwendeten Runen sind zufälligerweise solche, die für eine Zeitbestimmung völlig unbrauchbar sind. Nur so viel können wir mit Sicherheit aussagen, daß sie älter als ungefähr 600 n. Chr. sind. Jemandem bestimmten Anhalt dafür, daß diese Ritzung älter ist als die „römische“ Eisenzeit, besitzen wir nicht.

Von sämtlichen übrigen bisher bekannten Runeninschriften läßt sich auf Grund altertumskundlicher Befunde sowie durch Vergleichung ihrer Runen- oder Sprachformen mit Sicherheit behaupten, daß sie zumindest nicht wesentlich älter als der Speer von Övre Stabu sind, zumeist aber sicher jünger als das 3. nachchristliche Jahrhundert. Insbesondere bieten die Runenbrakteaten eine wertvolle Stütze für die Zeitbestimmung auch der übrigen Runendenkmäler, da sämtliche Runenbrakteaten — wenigstens in ihren Urprägungen — ungefähr in die Zeit zwischen 450 und 550 fallen.

²⁾ Acta Archaeologica VI (1935), 136.

³⁾ Arkeologiska studier tillägnade H. K. K. Kronprins Gustaf Adolf (Stockholm 1932).

⁴⁾ Vgl. Nordén a. a. O. und W. Krause, Was man in Runen ritzte (Zalle 1935), 6.

Da wir nun aber annehmen dürfen, daß die Runen in ältester Zeit in erster Linie in Holz geritzt wurden, noch nicht in Metall und Stein, so ist natürlich mit der Möglichkeit zu rechnen, daß uns eben die ältesten Runendenkmäler aus Holz wegen der Widerstandslosigkeit des Stoffes nur nicht erhalten sind. Aus der Völkerwanderungszeit sind uns nur ganz wenige Runendenkmäler aus Holz durch Moorfunde überliefert: Aus dem Moor von Vi ein Hobel, aus dem Moor von Kragehul ein Messergriff und ein Lanzenschaft, aus dem Moor von Nydam einige Pfeilschäfte. Es wäre also möglich und denkbar, daß es Runen auf Holz schon einige Zeit vor den uns bekannt gewordenen ältesten Runenfunden, also vor rund 200 n. Chr., gegeben hat. Wenn man aber bedenkt, daß wir sonstige Holzfunde (ohne Runen) doch vereinzelt schon aus sehr alter Zeit haben — ich erinnere z. B. an den berühmten Pflug von Walle, Kreis Aurich —, so möchte ich meinen, daß wir über das Jahr 200 n. Chr. (Ovre Stabu) nicht um allzu viele Jahrhunderte hinausgehen dürfen. Wären die Runen — im engeren Sinne — schon bronzezeitlich oder steinzeitlich, so wäre die Wahrscheinlichkeit groß, daß uns innerhalb einer so gewaltigen Zeitspanne doch wenigstens das eine oder andere Runendenkmal aus Holz überliefert wäre, so wie aus der späteren Zeit jene Stücke in Moorfunden!

Wir können also feststellen: 1. Sinnbilder mit meist schwer zu ermittelndem Bedeutungsinhalt gab es schon seit der Steinzeit auf germanischem Boden; 2. Runen in engerem Sinne, d. h. eine feste Reihe von ganz bestimmten Zeichen, die auch als Bezeichnung von Lauten dienen konnten, sind vor 200 n. Chr. nicht unmittelbar bezeugt, könnten aber schon ein bis zwei Jahrhunderte zuvor in Holz geritzt vorhanden gewesen sein.

Da nun jene zweite und spätere Art von Zeichen wiederholt einwandfrei als „Runen“ bezeichnet wurde, andererseits aber eine Unterscheidung beider Arten von Zeichen auch im Ausdruck wünschenswert erscheint, so wäre es zu empfehlen, den Ausdruck „Runen“ nur auf jene zweite und jüngere Gruppe von Zeichen anzuwenden, für die ältere Gruppe demgegenüber den Ausdruck „Sinnbilder“ (Symbole), gegebenenfalls „vorrunische Sinnbilder“ zu gebrauchen.

Während nun jene vorrunischen Sinnbilder mindestens zum Teil aller Wahrscheinlichkeit nach urgermanisch sind, können wir für die Runen im engeren Sinne eine solche Bodenständigkeit nicht wohl annehmen. Die Runen mit den Lautwerten *f, th, a, r, k, h, i, s, t, b, m, l, o* erweisen ihre Verwandtschaft mit entsprechenden Buchstaben der südeuropäischen Alphabete schon auf den ersten Blick. Unter allen südeuropäischen Alphabeten zeigt aber die Gruppe der norditalischen (nordetruskischen) Alphabete, wie Marstrand und Sammarström nachgewiesen haben, die größte Ähnlichkeit mit dem Runenfuthark. Und zwar muß das Futhark aus schriftgeschichtlichen Gründen im 1. Jahrhundert v. Chr. — kaum früher — bei einem südgermanischen Stamm, vielleicht den Markomannen — die Kimbern scheinen mir weniger in Frage zu kommen — auf der Grundlage eines vom lateinischen Alphabet schon stark beeinflussten norditalischen Alpenalphabets entstanden sein. Von den 24 Runen des älteren Futharks lassen sich 19 in einleuchtender Weise von entsprechenden norditalischen Zeichen ableiten, ohne daß wir hier im einzelnen darauf eingehen wollen; ich verweise dafür auf den betreffenden Abschnitt in S. Arntz' Handbuch der Runenkunde (Halle 1935).

Die Zeichen der norditalischen Alphabete waren vermutlich überwiegend Lautbuchstaben, genau wie die Zeichen der griechischen, der südetruskischen Alphabete und des lateinischen Alphabets. Daher ist von vornherein zu erwarten, daß auch die Runen als Lautzeichen dienen konnten. Den Beweis hierfür liefert uns schon die

älteste, bisher bekannte Runeninsschrift, die auf dem Speerblatt von Övre Stabu (s. o.); denn sie bietet uns ein Wort in Lautbuchstaben raunijaz = altnord. *reynir* „Erprober“.

Wären die Runen nun allein in dieser Geltung als Lautzeichen angewandt worden, so wären sie in der Tat in jeder Hinsicht nur ein Lehnwort auf germanischem Boden. Nun aber zeigen die Runen noch ein zweites Gesicht.

Unter den im Moor vor Thorsbjærg (Schleswig) gemachten Funden aus der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts n. Chr. befindet sich ein silberner Schwertgriffbeschlag, der auf jeder seiner vier Seiten das Zeichen \mathfrak{Q} trägt (Abb. 1). Dies Zeichen ist als reine Verzierung im Thorsbjærgger Kulturkreis sonst, soviel ich weiß, nicht nachzuweisen. Es hat nun aber genau die Form der *o*-Rune des älteren Futharks, soll also höchstwahrscheinlich eben diese Rune darstellen. Nun führte die *o*-Rune in

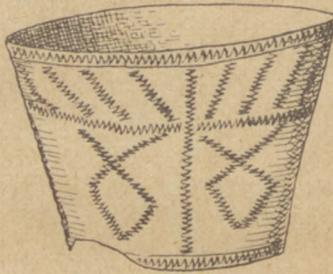


Abb. 1. Schwertgriffbeschlag von Thorsbjærg.
Nach Marstrand, *Norsk Tidskr.* f. Sprogvid. III.

ältester Zeit den Namen *ōthala* oder *ōthila* (= altnord. *ōdhal* angelsächs. *ēdhel*, altsächs. *ōthil*, althochdeutsch *uodal*). Die Grundbedeutung dieses Wortes war „ererbte Anlage, ererbter Besitz“. Es liegt also auf der Hand, die viermalige *Odal*-Rune auf jenem Silberbeschlag von Thorsbjærg als Begriffszeichen für „Erbbesitz“ aufzufassen. Die Rune dient hier also nicht als Lautzeichen, sondern als Begriffszeichen, als Sinnbild.

Weiter seien in diesem Zusammenhang zwei Runensteine aus der südostschwedischen Landschaft Blekinge genannt. Der eine, der Stein von Gummarp, trägt die Inschrift: „Zathuwolf setzte drei Stäbe fff“. Auch hier können die drei *f*-Runen unmöglich als Lautzeichen gelten, sondern nur als Begriffszeichen, als Sinnbilder. Die *f*-Rune hieß in ältester Zeit *sehu* „Vieh, Reichtum (erworbener), Besitz“. Der Runenmeister von Gummarp setzt also dreimal die Reichtums-Rune, offenbar, um durch diese magische Handlung Reichtum zu erwirken. Die dreimalige Setzung der Rune soll gewiß die magische Wirkung erhöhen.

Der Stein von Stentosten in Blekinge enthält eine lange und teilweise recht rätselhafte Inschrift; der eine Satz darin lautet: „Zathuwolf gab j.“ Auch hier kann die einzelne *j*-Rune nur als Sinnbild verstanden werden; sie führte den Namen *jara* „Jahr, Jahresertrag“. Der angeführte Satz will mithin besagen, daß Zathuwolf — vermutlich ein älterer Gesippe des vorhin erwähnten Zathuwolf von Gummarp — guten Jahresertrag schenkte. Wir wissen, daß die alten Schwedenkönige verpflichtet waren, ihrem Volk ein gesegnetes Jahr zu verschaffen. Gelang ihnen das nicht, so konnten sie zur Verantwortung gezogen und sogar getötet

werden. Der Hathuwolf von Stentosten scheint solch ein Kleinkönig gewesen zu sein, und in der ihm zur Ehre geritzten Inschrift wird ihm vermutlich bescheinigt, daß er „ein gutes Jahr gab“. Der Begriff „gutes Jahr“ wird hier einfach durch die *j*-Rune in sinnbildlicher Verwendung wiedergegeben.

Beispiele ähnlicher Art für die Verwendung von Begriffsrunen lassen sich in großer Zahl beibringen. Die wenigen soeben angeführten Fälle dürften indes schon zur Genüge erwiesen haben, daß die Runen tatsächlich nicht bloß als Lautzeichen, sondern auch als Sinnbilder verwendet wurden.

Es gibt nun auch solche Inschriften, die eine ganze Anzahl von Runen nur in der Geltung von Sinnbildern enthalten. Dazu gehört vor allem die höchst seltsame Inschrift auf der wandalischen Urne von Niesdrowitz in Oberschlesien⁶⁾.

Es erhebt sich nunmehr die Frage: Wie kamen die Runen zu dieser Doppelseitigkeit?

Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein: Wie wir anfangs sahen, kannten die Germanen schon lange vor der Erwerbung der eigentlichen Runen auf ihrem eigenen Boden eine Reihe von Zeichen, die ganze Begriffe kultischen oder magischen Inhalts ausdrückten. Mit gewissen Sinnbildern dieser alten Zeit hatten nun gewisse Lautrunen zufällig eine mehr oder weniger große äußere Ähnlichkeit. Dieser Zufall ist kein Wunder: Jene altererbten Begriffszeichen sowohl wie die neu aufkommenden Runen zeigten ja in ihrer äußeren Gestalt meist recht einfache Linienverbindungen. Es ist daher von vornherein zu erwarten, daß sich hier einfach auf Grund der Wahrscheinlichkeitsrechnung an verschiedenen Stellen und an verschiedenen Orten gleiche oder ähnliche Zeichen ganz unabhängig voneinander herausbilden. Nehmen wir als Beispiel hier nur das Zeichen *Y*: Es gibt im ostgriechischen Alphabet die Lautverbindung *ps* wieder, im Westgriechischen den Laut *kh*, im älteren Runenfuthark den stimmhaften Fischlaut *z*, im jüngeren nordischen Futhark den Nasal *m*. Außerdem findet es sich in den verschiedensten Weltgegenden als Sinnbild von gewiß nicht einheitlicher Bedeutung. Ich glaube, solch ein Beispiel sollte uns davor warnen, überall dort, wo Zeichen von gleicher oder ähnlicher Form auftreten, auf gleichen Ursprung und auf kulturgeschichtliche Verwandtschaft zu schließen. Diese Warnung achtlos in den Wind zu schlagen, um durch Vergleichung aller möglicher geschichtlich völlig zusammenhangloser Zeichenformen Kühne Phantasiegebäude zu errichten, ist der Grundfehler in den Arbeiten Hermann Wirths und seiner Nachfolger.

Wir möchten also annehmen, daß die Übereinstimmung gewisser Runen mit manchen vorrunischen Sinnbildern in der Tat auf Zufall beruht. Derartige formhafte Übereinstimmung zwischen beiden Zeichengruppen sind aber für die innere Entwicklung der Runen selbst entscheidend gewesen. Der Germane fand z. B., daß die *t*-Rune *†*, die dem lateinischen, ins Norditalische gedruckenen *T* entlehnt war, äußerlich einem Zeichen glich, das ihm aus uralter Überlieferung seines eigenen Volkes wohlvertraut war. Wir finden dies Zeichen etwa auf bastarnischen Gesichtsurnen der frühen Eisenzeit (Abb. 2). Was dies Zeichen in jener Vorzeit bedeutete, läßt sich heute kaum mehr sicher feststellen; vielleicht war es ursprünglich das Sinnbild des Pfeils, also das Sinnbild der Bekämpfung. Ein ähnliches Zeichen finden wir nämlich auch auf einem der Pfeilschäfte aus dem Moor von Nydam (4. Jahrh. n. Chr.) (Abb. 3). Diese formhafte Übereinstimmung veranlaßte die Germanen oder den eigentlichen germanischen Schöpfer des Runenfutharks, der *t*-Rune einen Namen

⁶⁾ Kaschke u. Krause in: Altschlesien VI, 232 ff.

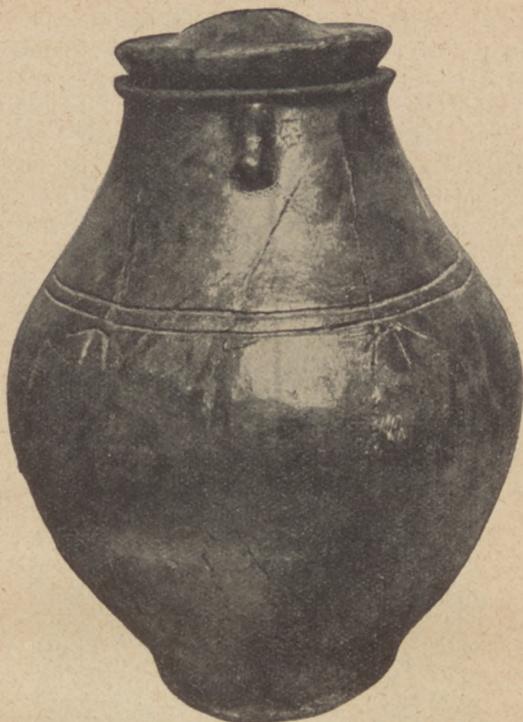


Abb. 2. Gesichtsurne von Wittenburg-Neuburg.
Nach einer Photographie des Landesmuseums Schneidemühl.

zu geben, der in den kämpferischen Bereich wies und zugleich — dem Grundsatz der Runennamen überhaupt entsprechend — mit dem Laut *t* — begann. So erhielt denn die *t*-Rune den Namen *tiwaz*, d. h. den Namen des Himmels- und Kriegsgottes (= altnord. *Týr*, althochdeutsch *Ziu*).

Die *o*-Rune \mathfrak{Q} oder \mathfrak{R} hat die Form einer Schlinge. Die Schlinge scheint nun ein altes Zeichen für den Begriff „Besitz“ gewesen zu sein. Im Neudänischen bedeutet *lokke* sowohl „Schlinge“ wie „umhөгtes Stück Land“. So konnte die dem norditalischen *o*-Buchstaben entlehnte *o*-Rune den Namen *öthala* „ererbter Besitz“ erhalten, und gerade die Odal-Rune ist uns als Sinnbild besonders häufig bezeugt; ja, noch in den mittelalterlichen Handschriften der altenglischen weltlichen Epen — z. B. im *Beowulf* — wird das Wort *édhel* „Seimat“ einfach durch die Odal-Rune ausgedrückt.

Neben dem einfachen Zeichen \mathfrak{T} gab es in vorrunischer Zeit ein anderes Zeichen, das ungefähr wie ein Tannenbaum ausah, also wie eine in sich verdoppelte, verdreifachte oder vervielfachte Form jenes einfachen Zeichens. Da nun das einfache Zeichen der späteren *t*-Rune der Form nach glich und mit ihr gewissermaßen zusammenfloß, so konnte man beim Gebrauch der Runen auch die *t*-Rune in sich vervielfältigen, um ihre magische Wirkung zu erhöhen. Und umgekehrt: Zur Zeit der Runen konnten die Germanen das uralte Tannenbaumzeichen als vervielfachte *t*-Rune auffassen. So dürfte man am ehesten das tannenbaumartige Zeichen am

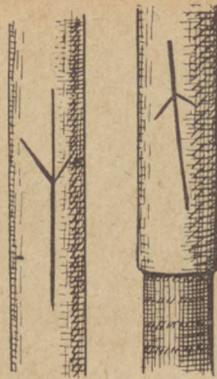


Abb. 3. Pfeilschäfte von Nydam.
Nach Marstrander, *Norsk Tidskr.* f. Sprogvid. III.



Abb. 4. Sinnbilder auf einer Urne von Wittenburg-Neuburg.
Zeichnung des Prussia-Museums.

Schluß der futharkreihe auf der Grabplatte von Kylver auf Gotland (Anfang des 5. Jahrhunderts n. Chr.) auffassen, so auch das Zeichen mit drei Zweigpaaren am Schluß der Inschrift auf dem Brakteaten Nr. 57 aus Seeland.

Das *h*-Zeichen wies in den norditalischen Alphabeten drei schräge Querstriche auf, die daraus entlehnte *h*-Rune in ihrer ältesten bezeugten Form auf südgermanischem Boden zwei Querstriche. Diese *h*-Rune ähnelte nun rein äußerlich ebenfalls einem uralten germanischen Sinnbild, das die Form ungefähr einer Leiter mit schrägen Sprossen hatte (Abb. 4). Die Bedeutung dieses Sinnbildes ist noch nicht sicher ermittelt. Die *h*-Rune empfing jedenfalls den Namen *hagla* „Zagel“ und bedeutete in der Runensymbolik soviel wie „jähres Verderben“. Auf der wandalischen Urne von Niesdrowitz erscheint nun die *h*-Rune mit sehr vielen Verbindungsstrichen, um sich so jenem altererbten Sinnbild der Form nach noch mehr anzunähern. Wiederum umgekehrt betrachtet: Das alte Sinnbild erschien dem Germanen zur Runenzeit als eine in sich vervielfachte *h*-Rune.

Solche und ähnliche Fälle, in denen eine Rune einem alten Sinnbild ähnlich sah, führten nun dazu, daß die Runen sich überhaupt mit alten Sinnbildern ver-

mischten. So steht auf einigen Brakteaten das Hakenkreuz, das schon lange vor den Runen den Germanen bekannt war, mitten zwischen Runen, selbst wie eine Rune (Abb. 5). So steht unmittelbar vor der Runeninnschrift auf dem Speerblatt von Dahmsdorf-Müncheberg ein sinnbildhafter Kreis, und noch vor der Runeninnschrift auf dem alamannischen Speer von Wurmlingen (7. Jahrh. n. Chr.) ist eine Art von Dreiwirbel gesetzt, der sich wie eine Rune ausnimmt. Vielleicht ist auch ein dreieckiges Zeichen vor der ersten Rune *h* auf dem neugefundenen „Sax“ von Steindorf⁶⁾ gar nicht als Rune, sondern als Sinnbild von unbekannter Bedeutung aufzufassen.

Oft ist es schwer zu entscheiden, ob solch ein Zeichen als Rune oder als vorrunisches Sinnbild zu gelten hat. So findet sich z. B. auf einem Tonscherben aus Noßwitz⁷⁾ in Schlesien ein Zeichen, das wie eine *d*-Rune aussieht. Wenn aber ein



Abb. 5. Brakteat von Allešø.

Nach einer Photographie des Nationalmuseums Kopenhagen.

ähnliches Zeichen auf einer Tasse aus einer Brandgrube in Kraghede (Wendsyssel, Jütland⁸⁾) neben Leitern mit geraden und eingedrückten Sprossen auftritt, so werden wir hier eher an ein Sinnbild glauben, zumal die Tasse noch der „Spät-La-Tène-Zeit“ (1. Jahrh. v. Chr.) angehört. Jedenfalls wird sich auch hier die *d*-Rune mit dem ähnlichen vorrunischen Sinnbild in der Bedeutung als Begriffsrunen vermischt haben.

Wir haben bisher solche Fälle betrachtet, wo sich Lautrunen auf Grund eines formhaften Anschlusses an vorrunische Sinnbilder selbst zu Sinnbildern (neben der Verwendung als Lautzeichen) entwickelt hatten. Nun gibt es aber einige Runen, die sich schlechterdings aus keinem Lautzeichen eines südeuropäischen Alphabets herleiten lassen. Dazu rechne ich vor allem die Runen für *j* und *ng*.

⁶⁾ Vgl. S. Arntz Germania 1930, 128 ff.

⁷⁾ Tackenberg Alt Schlesien I, 81.

⁸⁾ v. Riehtshofen Alt Schlesien 3, 33 f.

Die *ng*-Rune zeigt auf dem Kylvær-Stein die Form \square auf dem Brakteaten von Vadstena die Form \diamond (von anderen, daraus erst abgeleiteten Formen sei hier abgesehen). Auf den norwegischen Runensteinen von Opedal und Arstad aber zeigt sich, daß die ursprüngliche Form dieser Rune offenbar ein Kreis war. Diese Kreisform mit der Lautgeltung *ng* oder *ing* — so auf dem Stein von Opedal und auf der Schnalle von Szababdattyan — läßt sich aber aus dem Norditalischen nicht herleiten; sie ist vielmehr eine Fortsetzung des uralten Kreiszeichens. Die *ng*-Rune führte im angelsächsischen Runenlied den Namen *Ing* d. h. sie trug den Namen des altgermanischen Gottes *Ingwaz*. Dieser Name lebt noch fort in dem schwedischen Gott *Yngvi-Freyr* zur Wikingerzeit. Aus den zahlreichen Erwähnungen dieses Gottes in dem altnordischen Schrifttum wissen wir aber, daß dieser *Yngvi-Frey* ein Gott der Fruchtbarkeit war, der den Schweden das Jahr segnete. Ich möchte nun meinen, daß das heilige Zeichen des alten Gottes *Ingwaz*, der Kreis, das Sinnbild des Jahreslaufs war. Als nun die Germanen bei der Erschaffung der Runen auch für den in ihrer Sprache so häufigen „gutturalen Nasal“ *ng* eine Rune benötigten, da fanden sie im norditalischen „Musteralphabet“ kein Vorbild dafür. Weil sie nun aber schon in anderen Fällen Runen mit altererbten Sinnbildern in Zusammenhang gebracht hatten, so taten sie es auch hier: Der Laut *ng* kam ja in dem Gottesnamen *Ingwaz* vor. Da nahmen sie das heilige Zeichen des Gottes, den Kreis, und verwendeten ihn nicht nur als Sinnbild, sondern nunmehr nach dem Muster der sonstigen Runen auch als Lautzeichen für *ng* oder *ing*.

Ähnliches hat vielleicht auch für die *j*-Rune zu gelten, die in ihrer ältesten Form aus zwei ineinandergreifenden, sich aber nicht berührenden Halbkreisen besteht. Auch der Laut *j* ist in der altgermanischen Sprache sehr häufig. Die süd-europäischen Alphabete kennen aber sämtlich kein besonderes Zeichen für diesen Laut. Nun begann das altgermanische Wort *jera* (urnordisch *jāra*) „Jahr“ mit diesem Laut. Als die Germanen für *j* eine Rune brauchten, ohne ein Vorbild im Norditalischen zu finden, griffen sie auf ein altes Kultzeichen zurück, das vielleicht zwei gegeneinandergestellte Mondsicheln als Zeitsinnbild darstellte, eine Möglichkeit, auf die mich W. Gaerte aufmerksam machte. So wurde das alte Sinnbild nunmehr zur Lautrune für *j*.

Man sieht: Runen und vorrunische Sinnbilder haben sich eng durchdrungen. Die Runen, ursprünglich Lautzeichen, konnten auch als Begriffszeichen verwendet werden, und umgekehrt einige — mindestens zwei — alte Sinnbilder erhielten auch Lautgeltung.

Das Endergebnis unserer Betrachtung ist dies:

Die eigentlichen Runen sind ihrer äußeren Form und Lautgeltung nach im wesentlichen — aber nicht restlos — aus norditalischen Buchstaben abgeleitet und insoweit keine Urfindung unserer Vorfahren. In ihrer Verwendung als Sinnbilder sind sie aber nur eine Fortsetzung altererbter germanischer Sinnbilder, denen sie zum Teil auch in ihrer äußeren Gestalt angepaßt wurden. Nicht aber der Stoff, aus dem ein Ausdrucksmittel geistiger Kultur geformt ist, kann entscheidend für eben diese Kultur sein, sondern die Art, in der der Stoff verwendet wird. Immer ist es der Geist, der sich den Körper schafft. In diesem Sinn aber sind die Runen eine germanische Schöpfung.

Germanische Runen auf altpreussischen Grabgefäßen.

Von W. Gaerte.

Im Prussia-Museum befinden sich seit über 50 Jahren zwei aus altpreussischen Gräbern stammende Gefäße, die wegen der auf ihnen sichtbaren Zeichen besondere Beachtung verdienen. Das kleinere, ein Miniaturgefäß, gehört zum Gräberfeld Greibau, Kr. Fischhausen¹⁾, und ist dem 6. Jahrh. n. Chr. zuzuweisen. Es mißt nur 4,7 Zentimeter. In der Bauchwand treten deutlich zwei winklige Zeichen in Erscheinung: eine zweimal und eine einmal gebrochene Linie (Abb. 1).

Die Formen der vorliegenden zwei Zeichen führen dazu, hinter ihnen Runen zu vermuten. Bei der Zick-Zack-Linie drängt sich unwillkürlich ein Vergleich mit der germanischen Sonnen-Runen auf, die bekanntlich heute zum hehren Sinnbild für das deutsche Jungvolk erhoben worden ist. Auch für das zweite Zeichen läßt sich eine Rune zum Vergleich heranziehen, nämlich die K-Runen^{2a)}.

Unbestimmt muß man es lassen, welchen Sinn der Schöpfer dieser Zeichen mit ihrer Anbringung verbunden hat. Nur soviel läßt sich vielleicht vermuten, daß beide Runenzeichen als Sinnbilder zu magischer Verwendung angebracht worden sind, daß man vielleicht mit der Sygil-(Sonnen-)Runen die Vorstellung des leuchtenden Tagesgestirns verband, wozu die Ken-(Kienfackel-)Runen als Ergänzung gut passen würde.

Die Verwendung der Sonnenrunen als Begriffssymbol oder vielleicht treffender gesagt als Symbolrunen, läßt sich auf germanischen Brakteaten (Schutzmünzen) der Völkerwanderungszeit mehrfach nachweisen. Zierauf hat W. Krause, Beiträge zur Runenforschung II S. 6 u. 10 f. und derselbe, Die Inschrift auf der Urne von Niesdrowitz (Altshlesien VI, 1936, S. 250) aufmerksam gemacht. „Der Brakteat Nr. 20 von Lellinge (Seeland) trägt die Inschrift salusalu, eine verdoppelte Formel, die vielleicht in s alu aufzulösen ist, wobei alu die bekannte Abwehrformel, s die Sonnen-Runen als Begriffssymbol wäre . . . Endlich steht die Sonnenrunen vielleicht auf dem Brakteaten Nr. 41 aus Schonen, der die Inschrift slkaR, wobei s wiederum die Sonnenrunen, lkaR eine Abkürzung der Gedeihensformel laukaR = Lauch sein würde“ (Krause in Altshlesien VI, S. 250). Nachgetragen sei hier noch ein Brakteat von Skodborg (Stephens, Handbook S. 190 = Norsk tidsskrift for Sprogvidenskap III, 1929, S. 120, Fig. 35), der eine einzelne s-Runen trägt. Ausgehend von der s-Symbolrunen auf der Urne von Niesdrowitz (Schlesien) aus dem 7. Jahrh. n. Chr. nimmt Krause (Altshlesien a. a. O. S. 249) an, „daß die Sonnenrunen in der Runenmagie die Welt des Lichts versinnbildlichte“. Ob man vielleicht mit Bezug auf die Niesdrowitzer Urne und die Brakteaten der s-Symbolrunen eine allgemeine unheilabwehrende Bedeutung zuschreiben darf, welche ja auch den Hagelrunen und der Eisrunen auf der Niesdrowitzer Inschrift von Krause beigegeben wird? Zierauf scheint mir insbesondere die Verbindung s alu (s. oben) zu sprechen. Man erinnere sich daran, daß nach Ausweis deutschen

¹⁾ Invent. VIII 135, 788.

^{2a)} Auf die Möglichkeit einer solchen Deutung hat mich Krause-Königsberg freundlichweise hingewiesen.

Märchenschazes die Sonne jeglichen Spuß vertreibt und mit dem ersten Zahnen-
schrei (Aufgehen der Sonne) der Teufel seine Macht verliert.

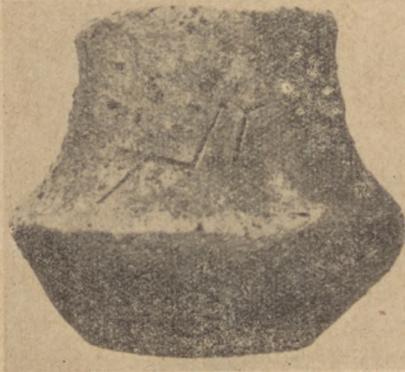


Abb. 1. Gefäß von Greibau.
Kr. Fischhausen, nat. Gr.

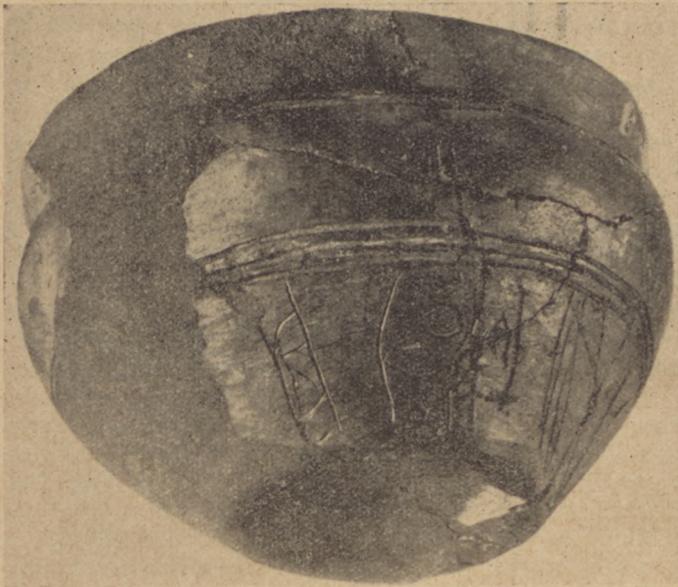


Abb. 2. Gefäß von Fürstenau.
Kr. Raftenburg, ca. $\frac{2}{3}$ nat. Gr.

Es läßt sich für die zweite Rune noch eine andere Vermutung aussprechen. Seit dem vierten Jahrhundert erscheint auf germanischen Gebieten die k-Rune in der Gabelform Y (Zoo ps, Realexikon der germ. Altertumskunde, unter „Runenschrift“ S. 20, Abb. 3). Vielleicht darf man deshalb die zweite Rune eher als l



Abb. 3. Zeichnung auf dem Gefäß von Fürstenau,
Kr. Rastenburg.



Abb. 4.

lesen, indem man das Zeichen in Verbindung bringt mit einer Sonderform der l-Rune, wie sie auf germanischen goldenen Schutzmünzen (Brakteaten) mehrfach auftritt: f (Krause, Beiträge zur Runenforschung II 1934, S. 30 ff.). Nach Krause ist die Veränderung der l-Rune „damit zu erklären, daß die ursprüngliche Form dieser Rune gerade bei der oft sehr kleinen und engen Schreibung auf Brakteaten leicht mit der u-Rune verwechselt werden konnte. Durch die Umkehrung des Beistabes wurde diese Verwechslung verhindert“ (Krause a. a. O. S. 32). Vielleicht liegt auf dem Greibauer Gefäß eine Zwischenform vor, so daß die Entwicklung folgendermaßen gedacht werden darf: $\text{f} \text{ f} \text{ f}$

Wie die s-Rune des Greibauergefäßes als Abkürzung von *sygil*-Sonne aufgefaßt werden kann, so dürfte vielleicht l zu *laukar* = Lauch ergänzt werden. Auf einem Brakteaten von *Zammenhög* (Schonen) erscheint nun vor der Lautfolge *lkar* (= *laukar*) ein Zeichen, das Krause (a. a. O. S. 33) als Form der s-Rune anspricht. Diese Verbindung wurde als Stütze für die ausgesprochene Deutung *sl* angeführt werden können.

Das zweite Gefäß, das ebenfalls runenähnliche Zeichen aufweist, entstammt dem Gräberfeld von Fürstenau, Kr. Rastenburg (Inv. IV 86, 5181). Es ist erstmalig von dem Ausgräber des Friedhofes, dem verdienstvollen Bujack, veröffentlicht worden²⁾. Das Gefäß befand sich als Deckel auf einer Urne. Es ist eine „Terrine“, die ihrer Form nach etwa um 200 n. Chr. anzusetzen ist. Die Urne war beigabenlos. Unter drei dem Rande des Deckelgefäßes gleichlaufenden Linien findet sich eine merkwürdige Zeichengruppe vor, die Bujack als Zeichnung eines „Totenkopfes“ anspricht (Abb. 2—3). Die übrige Wandungsfläche ist durch Liniengruppen aufgeteilt. Als bemerkenswert ist die „Einklammerung“ der Bildergruppe hervorzuheben.

Wie die Zeichen des Greibauer Gefäßes, locken auch die hier vorliegenden Kizungen zum Vergleich mit germanischen Runen. Und in der Tat fällt die Ähnlichkeit des schlingartigen Mittelbildes mit der O-(Odal-)Rune auf, die in ihrer Form ebenfalls mit einer Schlinge vergleichbar ist. Der an einem Schleifen-

²⁾ Sitzungsberichte der Altertums-Gesellschaft Prussia, Heft 12, 1887, S. 147 u. Taf. XI.

ende dieses Zeichens angebrachte eckige Bogen könnte die Deutung auf die Th-(Dorn- und Thurs-)Kune nahelegen, die danach sich hier in engster Verbindung mit der O-Kune vorfände, eine Erscheinung (Ligatur), die in altgermanischer

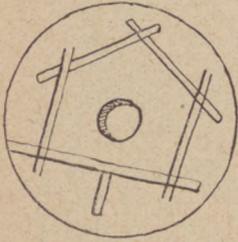


Abb. 5.



Abb. 6.

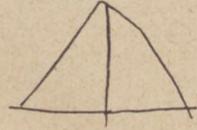


Abb. 7.

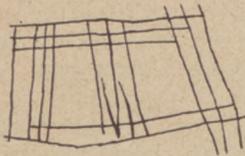


Abb. 8.

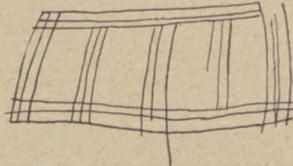


Abb. 9.

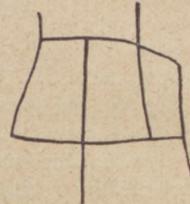


Abb. 10.

Runenschrift üblich und schon für das dritte Jahrhundert bei den Wandalen Schlesiens bezeugt ist³⁾. Mit der vermuteten Lesung gewinnen wir die Anfangsbuchstaben des Wortes Othal (Odal). Hinter dem dritten winkligen Zeichen ein l zu vermuten, liegt nahe; die Form würde nicht dagegen sprechen, da auch die l-(lagu-)Kune einen Winkel darstellt. Das fehlen des Lautzeichens a braucht nicht zu befremden. Abgekürzte Schreibweisen sind eine im Runenschrifttum nicht gerade seltene Erscheinung, besonders in den Fällen, wo es sich um geläufige Wortformen handelte. Z. B. hat das magisch verwendete Wort laukaR = „Lauch“ auf nordischen Brakteaten oft Vereinfachungen in der Wiedergabe erfahren; bisweilen begnügte man sich mit lR, d. h. mit Anfangs- und Endlaut, um auf das Wort hinzuweisen. Dasselbe gilt von odal (Krause, Beiträge zur Runenforschung II, 1934, S. 5 ff.). So sieht man auf einem Brakteaten unterhalb des gebogenen Knies eines Mannes die Binderune ol, die wohl nichts anderes als die Abkürzung von odal bedeuten dürfte (Abb. 4⁴⁾).

Was aber sollen die Bilder links von der soeben behandelten Zeichengruppe besagen? Bezüglich des Fünfecks darf man vielleicht die Vermutung äußern, daß es sich um die allerdings etwas ungeschickt ausgefallene Wiedergabe der Giebelfront eines Hauses handelt. Nach der Anschauung des vorgeschichtlichen Menschen ist die Aschenurne das Haus des Dahingeshiedenen. Man hat also vielleicht durch das Hauszeichen dieser Vorstellung sinnfälligen Ausdruck geben wollen. Dazu würde das hinzugefügte Wort: Odal = „ererbter Besitz“, „Heimat“ gut passen.

³⁾ Seger, Festschrift (Mtschlesien Bd. 5, 1934, S. 38), Abb. 2).

⁴⁾ Nach Handbuch der Deutschen Volkskunde, Bd. 1, Heft 7, S. 224, Abb. 180. vgl. S. Müller, Nordische Altertumskunde II S. 194, Abb. 116.

Auch der über dem Haus befindliche Kreis, gedeutet als Hofbezirk, dürfte sich in diese Vorstellungsgruppe trefflich einfügen lassen.

Schließlich macht auch das links erscheinende Leiterzeichen den Eindruck, als ob hier nicht ein reiner Zierrat, sondern ein Bild mit besonderem Sinninhalt vorläge. Es erinnert seiner äußeren Form nach an die germanische H-(hagel-) Rune, wie sie auf dem wandalischen Gefäß von Niesdrowitz (Schlesien) aus dem 3. Jahrhundert mehrfach auftritt (Krause, Was man in Runen ritzte, 1935, Taf. III Abb. 4; über diese Inschrift hat Krause *Alt-schlesien*, Bd. VI, 1936, S. 239 ff. ausführlich behandelt).

Zu der hier vorgetragenen Erklärung des Fünfecks als Zeichnung eines Hauses seien noch einige kurze Hinweise auf ähnliche Bilder als Stütze gegeben. Auf einem Spinnwirtel der Spät-Latènezeit von Schönwarling, Kr. Danziger Höhe, befindet sich eine Ritzung, hinter der man kaum etwas anderes als ein Haus vermuten kann (Abb. 5⁵⁾. Es scheint sogar ein auf kurzen Pfosten ruhender Speicher vorzuliegen; der kleine untere Mittelstrich dürfte wenigstens darauf hindeuten⁶⁾.

Eine Hausdarstellung scheint mir ferner auf einer Gesichtsurne von Landeck, Kr. Schlochau, vorzuliegen (Abb. 6⁷⁾. Ich möchte in der Zeichnung auf dem Bauch des Gefäßes ein Giebeldach mit Pfeiler sehen; die Hauswand ist nur rechts angedeutet. Die darunter befindliche Ritzung hat schon La Baume a. a. O. als „türähnliches Zeichen“ angesprochen⁸⁾.

Eine abgekürzte Hausdarstellung, nur angedeutet durch den Giebel, möchte ich ferner in dem Dreiecksbilde einer Gesichtsurne von Friedenau, Kr. Neustadt (Pommerellen) erkennen (Abb. 7⁹⁾.

Schließlich darf man wohl auch die rätselhaften Bilder von frühgermanischen Gesichtsurnen heranziehen, wie sie Abb. 8—10 zur Anschauung bringen¹⁰⁾.

Die angeführten Beispiele für zeichnerische Hausdarstellungen im vorgeschichtlichen ostdeutschen Raume scheinen mir eine gute Stütze für die oben ausgesprochene Deutung des Fünfecks abzugeben.

Offensichtlich liegt hier ein Einfluß vor, der vom germanischen Weichselgebiet ausgegangen ist. Ihm verdanken auch die Runenzeichen auf den altpreussischen Grabgefäßen ihr Dasein. Durch die Bodensfunde ist die Tatsache als gesichert zu betrachten, daß seit dem ersten Jahrhundert nach der Zeitenwende bis zur Passarge und unteren Alle germanische Goten siedelten, mit denen die Altpreußen (Nesien) kulturell in engster Beziehung standen. Da kann es nicht verwunderlich erscheinen, daß neben anderen Kulturgütern, besonders stofflicher Art, auch die Schrift der Germanen hier und da übernommen und für bestimmte Zwecke in Anwendung gebracht wurde.

⁵⁾ Nach La Baume, *Urgeschichte der Ostgermanen*, 1934, Bild 49n.

⁶⁾ „Speicher“-Urnen solcher Art sind bekanntlich aus dem der Danziger Höhe benachbarten Kreise Lauenburg bei Oblowitz und Woedtke gefunden worden (vgl. Behn, *Hausurnen*, Taf. 12).

⁷⁾ Nach La Baume, *Gesichtsurnen und Hausurnen* (Archiv für Anthropologie N. f. Bd. XXIII, Heft 1, Abb. 27 ff.).

⁸⁾ Es lassen sich die rechteckigen Bilder auf den ostgermanischen Gesichtsurnen m. E. nur als Andeutungen von Türen erklären. Außer diesem Hausteil kommen auf den besagten Urnen noch manche andere vor, deren Nachweis einer späteren Arbeit vorbehalten bleiben muß.

⁹⁾ Nach La Baume, *Gesichtsurnen*, S. 32, Abb. 16 B 2.

¹⁰⁾ n. La Baume a. a. O. S. 37, Abb. 27D; Abb. 27E; Taf. IV D.

II. Fundberichte.

Neue Bodenfunde.

1. Januar bis 31. März 1935.

Kreis Allenstein.

Plautzig. 21. 1. Hauptlehrer Jacheja meldete über Pfleger Lehrer Fromm frühheisenzeitliches Flachgräberfeld auf dem Kukiberg.

Kreis Bartenstein.

Bartenstein. 30. 3. Pfleger Lehrer Bachor meldete Schädelknochenfunde der Franzosenzeit aus der Schulstraße.

Beisleiden. 6. 1. Amtliche Flurbegehung.

Erdmannshof. 9. 2. Pfleger Lehrer Bachor meldet fünf Steinarzte, die 1924 aus dem Alle-Flußbett geborgen wurden.

Schönwalde. 15. 3. Pfleger Lehrer Bachor meldete ein von Lehrer Matthae in Schönwalde gefundenes Feuersteinbeil. Im Besitz des Heimatmuseums Bartenstein.

Sortlack. 5. 1. Inspektor Kraas über sandte Feuersteinbeil. 14. 1. Stud.-Rat Dr. Grunert in Insterburg meldete völkerwanderungszeitliche Funde.

Kreis Braunsberg.

Glanden. 31. 3. Pfleger Lehrer Frank meldete zwei natürliche Steinpackungen mit umherliegenden Knochen und Kohlestückchen.

Parlack. 12. 2. Pfleger Lehrer Frank legte Fundstelle eines Feuersteinbeiles fest.

Kreis Darkehmen.

Kl.-Pelledaun. 20. 1. Pfleger Rektor Krause meldete Feuersteinbeil.

Kreis Fischhausen.

Ekritten. 31. 1. Amtliche Besichtigung zweier Hügelgräber im Ekritter Walde.

Staatsforst Fritzen, Försterei Dammwalde. 31. 1. Amtliche Feststellung von zwölf Hügelgräbern.

Galtgarben. 19. 3. Amtliche Feststellung einer spätheidnischen Siedlung.

Gr.-Mischen, Vorwerk Perkuiken. 31. 1. Amtliche Flurbegehung.

Kiauten. 2. 2. Kantor Mischke in Laptau legte Fundstelle fest.

Kiautrienen. 3. 3. Herr Lemke meldete Hügelgräber.

Kl.-Dirschkeim. 12. 3. Stellvertretender Bürgermeister Marquardt legte Fundstelle eines Hügelgrabes fest.

Kumehnen. 19. 3. Amtliche Feststellung zweier Hügelgräber.

Maldaiten, Vorwerk Tiedtken. 31. 1. Amtliche Feststellung eines Hügelgrabes.

Marienhof. 19. 3. Amtliche Flurbegehung.

Neuführen. 6. 3. Herr Portmann in Moditten überbrachte Armbrustfibel des 6. bis 7. Jahrh.

Schlafalken. 4. 1. 6.—7. 1. Herr Kantelberg meldete Urnenfunde. Amtliche Grabung ergab Gräberfeld des 3. und 4. Jahrh.

Watzum. 21. 1. Herr Assessor Vof überbrachte Schneide einer Steinart.

Kreis Gerdauen.

Broloß. 8. 2. Lehrer Wnend in Wolla über sandte ein von Arbeiter Skupp gefundenes Steinbeil.

Wolla. 8. 2. Lehrer Wnend meldete Steinbeil.

Kreis Gumbinnen.

Kl. Wischtecken. 27. 3. Stud.-Rat Dr. Grunert in Insterburg meldete Steinbeil.

Kreis Heiligenbeil.

Sohenwalde. 11. 1. 14. 1. Bürgermeister Sobke meldete über Pfleger Lehrer Guttzeit Urnenfunde. Amtliche Untersuchung ergab Ofenkacheln des 16. bis 18. Jahrh. Amtliche Flurbegehung. Steinpflaster und Scherben.

Kreis Heilsberg.

Wosßberg. 21. 3. Herr Assessor Zippel in Guttstadt überbrachte eine von Bauer Groß gefundene Schlangenkopfschale sowie eine Steinart.

Kreis Insterburg.

Sprindt. 14. 1. Pfleger Stud.-Rat Dr. Grunert meldete Steinbeil im Besitz der Alterstumsgesellschaft Insterburg.

Kreis Johannisburg.

Bogumillen. 30. 3. Amtliche Flurbegehung stellte Gräberfeld des 3. bis 6. Jahrh. n. Chr. in der Nähe des Kirchhofes fest.

Kallenzinnen. 22. 2. Lehrer Liedmann sandte über Pfleger Lehrer Gronau-Schiast zwei Feuersteinbeile und Schneidenende einer Steinart ein. 30. 3. Amtliche Flurbegehung.

Kumilsko. 30. 3. Amtliche Untersuchung stellte Gräberfeld und vier Hügelgräber östlich des Grundstücks „Mateizig“ sowie spätheidnische Siedlungen auf dem Felde und dicht am Grundstück des Siedlers Mateizig fest. Amtliche Untersuchung eines von Kantor Wielgoß gemeldeten Steinhügelgrabes.

Kreis Königsberg.

Aweiden. 9. 1. Ein Schüler überbrachte nagelartiges Eisenbruchstück.

Bulitten-Bladau. 30. 3. Amtliche Flurbegehung ergab einen Mahlstein auf dem Hofe des Siedlers Stockmann sowie früher zerstörte Steinsetzungen mit Scherben und Branderde.

Traußenhof. 15.—16. 1. Der kaufmännische Lehrling Minuth in Königsberg meldete Urnenfunde in der Kiesgrube. Amtliche Grabung ergab Urnengräber des 3. Jahrh. n. Chr.

Gamsau. 13. 2. Pfleger Lehrer Brigat überbrachte eine vom Schüler Ewald Haffe gefundene Bernsteinperle sowie eine durch den Kutscher Ernst Kademacher gefundene schwere Arbeitsart.

Gr.-Ottenhagen. 26.—27. 12. Herr Rehagel meldete Steinpackungen in der Kiesgrube. Amtliche Untersuchung ergab Gräber der Völkerwanderungszeit.

Legitten. 15. 12. Pfleger Lehrer Brigat in Gamsau meldete bronzenes Tüllenbeil der jüngeren Bronzezeit.

Lobitten. 31. 1. Herr Stoecke in Königsberg überbrachte bronzene Rollenkappenfibeln, Trensenringe und Ketten, Nasenschienen und Stirnschmuck eines Pferdes aus dem 2. Jahrh. n. Chr. (Abb.).

Moditten. 4. 3. Bürgermeister meldete Steinpackung auf dem Grundstück des Besitzers Kreuzberger. Amtliche Untersuchung ergab spätheidnischen Herd mit Abfallgrube.

Neuhäusen. 24. 3. 31. 3. Lehrer Neue in Tropitten meldete Burgwallanlage. Amtliche Untersuchung ergab Wälle und Staudämme neueren Alters.

Kreis Labiau.

Gr.-Bärwalde. 1. 3. Lehrer Peterson sandte doppelschneidige Streitart ein. Im Besitz des Heimatmuseums Labiau.

Löbertshof. 16. 1. Superintendent Doskocil meldete zwei Schleifsteine vom nachchristlichen Gräberfeld im Besitz des Heimatmuseums Labiau.

Permauern. 15. 1. Lehrer Grünberg meldete Steinbeil.

Kreis Lyck.

Steinberg. 6. 2. Lehrer Kinski in Jeglitten, Kreis Johannisburg, meldete Steinart.

Kreis Weidenburg.

Malschöwen. 11. 2. Lehrer Reiß meldete die Hälfte eines Steinhammers, Scherben und Knochen.

Kreis Niederung.

Staatsforst Wilhelmsbruch, Revierförsterei Tinkleningken. 27. 2. Pfleger Lemke in Gründam meldete eine vom Schüler Adomeit gefundene Steinart.

Staatsforst Tawellingken. 27. 3. Stud.-Kat Dr. Brunert in Insterburg meldete Steinart.

Kreis Osterode.

Buchwalde. 20. 2. Herr Prof. Dr. LaBaume in Danzig übersandte Bruchstück eines Flintdolches.

Kurken. 18. 2. Bürgermeister Walla meldete Knochenfunde in der Kiesgrube.

Kreis Pirkallen.

Budzuhnen. 15. 3. Pfleger Wachtmeister Pliczuweit meldete alte Funde von Tongefäßscherben unter dem Moor.

Jodzuhnen. 15. 3. Pfleger Wachtmeister Pliczuweit meldete beim Kanalbau gefundenes und verlorengegangenes Tongefäß.

Klohnern. 15. 3. Pfleger Wachtmeister Pliczuweit meldete Fund einer Torfbrücke durch den Bauern Kamminger in Bärenfang.

Schirwindt. 21. 2. Rektor Schmidtke meldete alten, verlorengegangenen Fund einer Harpune aus Hirschgeweih und sandte eine von Herrn Hoppe gefundene doppelseitige Streitart ein.

Kreis Pr.-Eylau.

Beisleiden. 16. 1. Pfleger Lehrer Lemke meldete Steinbeil im Besitz des Heimatmuseums in Pr.-Eylau.

Dittchenhöfen. 3. 1. Amtliche Flurbereinigung durch Pfleger Lehrer Lemke stellte Mahlstein fest.

Johannisburg. 16. 1. Pfleger Lehrer Lemke meldete Feuersteinbeil im Besitz des Heimatmuseums in Pr.-Eylau.

Knauten. 16. 1. Pfleger Lehrer Lemke meldete Steinart im Besitz des Heimatmuseums in Pr.-Eylau.

Umgegend von Pr.-Eylau. 16. 1. Pfleger Lehrer Lemke meldete Feuersteinmeißel im Besitz des Heimatmuseums in Pr.-Eylau.

Spittehnen. 6. 1. Lehrer Bachor in Bartenstein stellte Lage eines Hügelgräberfeldes fest. (Neuerdings gehört Spittehnen zum Krs. Bartenstein.)

Kreis Pr.-Holland.

Awecken. 15. 1. Erbhofbauer Thalwiger sandte neuzeitliche Bauernkeramik ein.

Breunken. 25. 3. Schulleiter Brune sandte ordenszeitliche Scherben aus dem Schulgarten ein.

Braunsdorf. 4. 1. Rektor a. D. Jörn in Cranj lieferte steinerne Flachhacke ein.

Schönaich. 12. 1. 3. 2. Lehrer Gerhold in Lomp meldete gotische Siedlung. Bauer Zander I sandte Scherben eines gotischen Vorratsgefäßes von dorthier ein.

Kreis Rastenburg.

Pülz. 29.—30. 1. Lehrer Lenski meldete Funde. Amtliche Untersuchung ergab kaiserzeitliches Gräberfeld und stellte Pfahlbau und Einbaum in einem Moor fest. Lehrer Lenski meldete frühere Skelettfunde SW. der Mühle und überreichte Steinart.

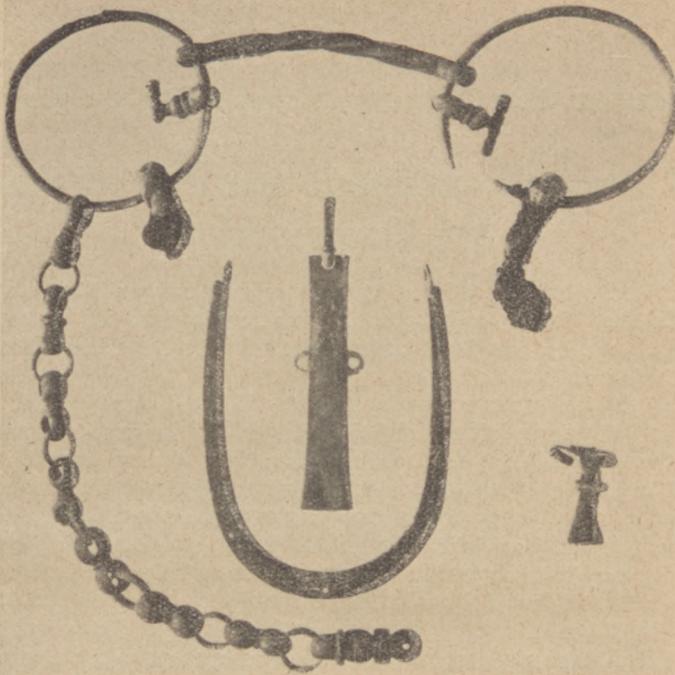
Sausgörtken. 8. 1. Lehrer Nienhuser sandte die in Heft 3 gemeldeten zwei Steinbeilbruchstücke, Feuersteinmeißel und das bronzene Tüllenbeil ein.

Kreis Rößel.

Worplack. 27. 3. Siedler Schlegel sandte Pferdegeschirr und Fibel mit spatenförmiger Fußscheibe aus dem bekannten Gräberfeld der Völkerwanderungszeit ein.

Kreis Stallupönen.

Alt-Kattenau. 24. 3. Herr Mückeit übersandte Steinbeil.



Pferdezaumzeug aus Lobitten, Kr. Königsberg.

- Sopfenbruch. 21. 1. Gend.-Wachtmeister Klein in Jodfen übersandte durch Pfleger Stud.-Direktor Dr. Schmsdorf Steinbeil.
Lufoschen. 12. 2. Lehrer Marks in Schöfstupönen übersandte gebändertes Feuersteinbeil.

Kreis Tilsit-Ragnit.

- Podszunen. 22. 2. Oberbürgermeister in Tilsit meldete Steinbeil vom Acker des Bauern Zundrieser im Besitz des Heimatmuseums in Tilsit.
Tilsit. 23.—31. 3. Amtliche Grabung auf dem kaiserzeitlichen Gräberfeld in Splitter.

Kreis Treuburg.

- Bärengrund. 31. 1. Schachtmeister Reinus sandte über Pfleger Lehrer Sterkau Röhrenknochen, Geweihe und bearbeitete Hornhake ein.
Erntal (Olschöwen). 31. 3. Lehrer Kerrut übersandte durch Pfleger Lehrer Sterkau Flachbeil.
Krupinnen. 28. 2. Pfleger Lehrer Sterkau sandte Steinartbruchstücke sowie vom Schachtmeister Niedzwetzki in einem alten Brunnen gefundene Scherben und Ofenfacheln ein und meldete Auffindung eines anscheinend neueren Gerippes.

Kreis Wehlau.

- Kuforischken. 4. 1. Herr Wohlgemut in Tilsit meldete Steinsetzung. Amtliche Untersuchung am 8. 1. ergab geologische Bildung.
Pelkeningken. 16. 2. Lehrer Kannappel legte genaue Fundstelle fest.
Petersdorf. 28. 1. Lehrer Schröder legte Fundstelle fest.
Tapiaw. 4. 2. Registrator Damerau meldete vorgeschichtliche Funde. Amtliche Grabung am 5. und 6. 2. ergab spätheidnische Körpergräber.

III. Aus der Werkstatt der vorgeschichtlichen Forschung.

Der Nationalsozialismus und die Wissenschaft der Vorgeschichte.

„Auch unsere Forscher müssen jenen unerschütterlichen Mut und jene große Unabhängigkeit des Geistes aufbringen, die notwendig sind, um sich als Einheit mit jenen zu empfinden, die als kopernikanische Entdecker die vielen Bausteine legten für ein neues Weltbild . . .“

„Europa hat die Welt umsegelt und das Weltall durchforscht. Es hat auf dieser Reise viel Segen erfahren, viel Fremdes in sich aufgenommen und steht nun mit vollem Bewußtsein und in vollstem Erwachen seinen eigenen Ursprüngen gegenüber. Nach der großen Reise erkennt auch das deutsche Volk sich in diesen Ursprüngen wieder und bejaht nach jahrtausendlangem Suchen, das ja doch auch eine ungeheure Bereicherung darstellt, wieder sich selbst in voller Festigkeit, mit vollem Mut und in voller Unbefangenheit anderen Lebensgestalten gegenüber.

Zeute hat Deutschland heimgefunden, und es hofft, daß auch die anderen Völker Europas in ähnlicher Weise zu sich heimfinden werden. Dann wird dieses ganz große Schicksal einmal als gemeinsam empfunden werden können, ohne jene flache Sentimentalität, in der sich die Journalistik des 18. Jahrhunderts erging, ohne jene verräterischen Züge, mit denen das Schreibertum frank gewordener Weltstädte Europa mit Kosmopolitismus verwechselte. Die Vor- und Frühgeschichte trat nicht nur ergänzend der Geschichtsforschung zur Seite, sondern sie hat, und das ist ihr größtes Verdienst, dieser vielfach noch tastenden Geschichtsforschung, die über alle literarischen Dokumente emporragenden Urkunden der Erde geschenkt. Desgleichen ist die Erforschung der grauen Vorzeit Europas zugleich eine junge, lebenspendende Wissenschaft, und alle Mühe peinlichster Genauigkeit wird belohnt durch die Einführung dieser Arbeit in das Weben einer großen Wiedergeburt.“

(Alfred Rosenberg auf der Bremer Tagung des Reichsbundes für deutsche Vorgeschichte 1935. Vgl. Alfred Rosenberg, Gestaltung der Idee, München 1936, S. 397—399.)

„Undeutsch ist das genialische Herumstolpern, Herumwirtschaften und Herumdeuteln in dem weiten Neuland, das der Alttertumsforschung erschlossen ist durch fleißige Steiger und Obersteiger der ehrlichen, zünftigen Wissenschaften.“

(Prof. Hans Ahne [Gründer der Landesanstalt für Volkheilkunde in Halle], Satzgruß an die Alttertumsenträtseler auf eigene Faust, in: Der Erzieher im Braunschweig Bd. 1934.)

„Nicht eine falsche, Konjunkturbedingte „Popularisierung“ der Wissenschaft ist unser Ziel. Wohl aber stellen wir unsere ganze Arbeit unter den Glauben, daß die wissenschaftliche Forschung Waffendienst an der gesamten Nation zu leisten hat.“

(Ausruf des Präsidenten des Reichsinstituts für Geschichte des neuen Deutschlands, Prof. Walter Frank, nach „Preussische Zeitung“ vom 11. 4. 36.)

„Die Fesseln einer allzu engen Fachlichkeit und Zünftigkeit sind zerbrochen. Aber die Regeln, die ewigen Regeln des Könnens, des Wissens und des Arbeitens

sind damit nicht aufgehoben. Nicht darum ist der Dünkel der reinen Käson von den Ereignissen geächtigt worden, daß sich nun auf seinen Trümmern ein Sklavenaufstand des von Denken und Wissen, von Ernst und Tiefe unbeschwertem gesinnungstüchtigen Ignoranten- und Halbwissertums erhebe. Nicht darum hat die alte Wissenschaft ihre Volks- und Lebensferne büßen müssen, daß jetzt etwa irgend-einem Popularitätsbedürfnis das ausgeliefert werde, was mit die Größe und den Weltruhm unseres Volkes geschaffen hat: die große Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit der Forschung, die große Freiheit und Kühnheit der persönlichen Schöpfung. Wer das wollte, täte nicht den Dienst des Dritten Reiches. Er täte den Dienst seiner Feinde, jener mächtigen und listigen Feinde, die jeden Riß zwischen dem politischen Willen unseres Volkes und seiner geistigen Sehnsucht schnell erkennen und ihre Keile in ihn treiben würden."

(Prof. Walter Frank, Kämpfende Wissenschaft, Hamburg 1935, S. 29.)

"Keineswegs aber fordern wir vom Gelehrten, daß er Sätze in seiner Wissenschaft unbewiesen und wider sein sachliches Wissen annehmen oder gar ständig bemüht sein solle, alle Ergebnisse seiner Wissenschaft stets „zu aktueller Bedeutung“ oder sogenannten „nationalsozialistischen Ansichten“ herauszuzufrisieren."

(Pressebericht der deutschen Studentenschaft vom 13. 11. 35.)

"Keine Geschichtsdarstellung wird auf die Dauer den festen Boden quellenmäßiger Forschung und den unverrückbaren Richtpunkt rücksichtslosen Wahrheits-suchens, mag es auch zu widerwärtigen Ergebnissen im einzelnen führen, verlassen dürfen, soll sie nicht haltlos werden und in sich selbst zusammenbrechen."

(„Schule im neuen Staat“, Monatschrift für nationalsozialistische Erziehung und Unterrichtsfragen, Jahrgang 1934/35 Heft 13.)

Die vorgeschichtliche Steinsäge.

Von W. L a B a u m e, Danzig.

In vielen Museen sieht man Modelle von vorgeschichtlichen Bohrmaschinen, mit denen Schaftlöcher in die Steinhämmer gebohrt wurden; Steinsäge-Maschinen sind jedoch viel seltener in den Sammlungen ausgestellt, und überdies sind diese Nachbildungen fast durchweg praktisch unbrauchbar. Das stellte sich nämlich heraus, als wir im Danziger Museum eine solche Maschine nach den Angaben im Schrifttum herstellten. Die allgemein übliche Annahme ist bisher die gewesen, daß der vorgeschichtliche Mensch zum Zersägen (Zerschneiden) von Fels-gesteinen (Gneis, Granit, Diorit u. a.) eine Steinklinge benutzt habe, während tatsächlich eine solche nicht verwendet worden ist; denn erstens sehen die mit der Steinklinge erzeugten Schnitte im Gestein ganz anders aus als die an steinzeitlichen Fundstücken sichtbaren Sägeflächen, und zweitens zeigt der Versuch, daß eine als Steinsäge benutzte Klinge aus Feuerstein durch Abnutzung sehr schnell stumpf wird und man damit überhaupt nicht recht arbeiten kann.

Eine vorgeschichtliche Steinsäge ist nirgends gefunden worden; kein Wunder, da sie nur aus Holz bestand. Erhalten geblieben sind aber zahlreiche Steinhämmer und Streitärte, die Sägeflächen aufweisen (Beispiel: Bild 1 u. 2). Ein ganz besonders bemerkenswertes Stück ist ein Werkstück aus Diorit (Bild 2a und b), das nicht weniger als drei Sägeflächen zeigt. Es läßt deutlich erkennen, wie man die Säge anwandte: der Schnitt wurde 1—2 Zentimeter tief geführt, was

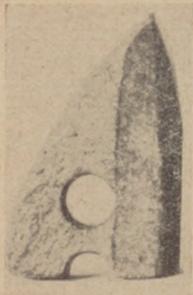


Abb. 1.

Steinhammer, im ersten
Bohrloch zerbrochen.
Rechts eine Sägefläche.
Etwa $\frac{2}{3}$ n. Gr. Mühlhof,
Kr. Konitz (Pommernellen).
Mus. f. Naturk. u.
Vorgesch. in Danzig.

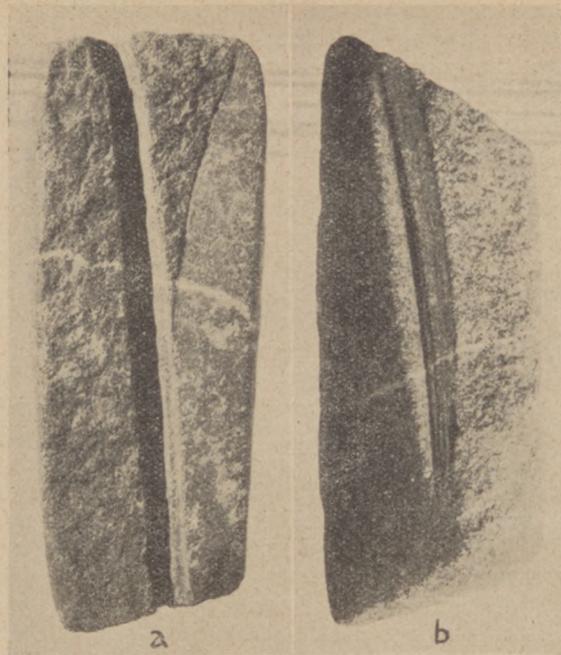


Abb. 2. Bearbeitetes Stück Diorit aus Kressau, Kr. Graudenz.

a) mit Sägeschnitt und Sägefläche; b) dasselbe Stück von der Seite gesehen, mit der dritten Sägespur. — Mus. f. Naturk. u. Vorgesch. in Danzig, Etwa $\frac{1}{2}$ nat. Gr.

genügte, um nun die entstehenden Hälften durch einen kräftigen Schlag voneinander zu trennen. Nur so erklärt sich, daß unterhalb des Sägeschnittes eine Bruchfläche vorhanden ist (bei den fertig gearbeiteten Steinhämmern ist sie durch Schleifen geglättet worden). Ein „Zuhauen“ des Stückes, d. h. eine Bearbeitung nur durch Schlag kam deswegen nicht in Frage, weil Felsgesteine nicht spalten, wie z. B. Feuerstein (Flint), vielmehr beim Behauen ganz unregelmäßig springen, so daß es nur selten gelingt, durch Anwendung von Sammerschlägen eine bestimmte Form zu erzielen.

Daß die Sägeschnitte mit einem pendelähnlichen Gerät ausgeführt worden sind, ist richtig erkannt worden. Es war also auch richtig, bei der Darstellung einen Rahmen oder ein Gestell aus Holz zu verwenden, welches dem Gestell der „Bohrmaschine“ ähnlich gewesen ist. Ein Stück Astholz wird mit Schnüren (oder Riemen) an dem einen Ende in einer Astgabel befestigt (Bild 3). Das andere durch einen aufgebundenen Stein beschwerte freie Ende wird getragen durch das aus einem Rundholz (Ast) bestehende Pendel, das unten die Schneide (Säge) trägt. Zur „Führung“ dienen zwei zwischen der Astgabel und dem Pendel nebeneinander aufgestellte Ständer (wir haben dazu einen gespaltenen Stamm benutzt, dessen Hälften durch eine Schnur oder Riemen zusammengehalten werden). Den Pendelstab kann man einfach mittels einer Schnur (oder eines Riemens) befestigen, die durch ein Loch gezogen werden. Da er bei solcher Befestigung aber leicht seitlich



Abb. 3. Steinsäge.

Wiederherstellung im Museum für Naturkunde und Vorgesichte in Danzig. Höhe 70 cm.
Nach „Umschau“ 1934, S. 4.

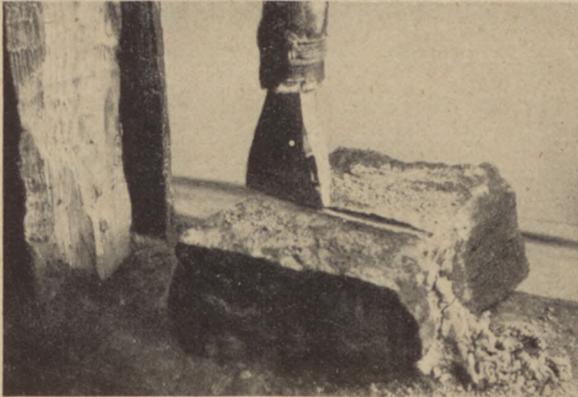


Abb. 4. Unteres Pendelstück der Steinsäge Abb. 3 mit dem Sägeblatt aus Holz und der von diesem erzeugten Rinne im Gestein. Rechts unten herabgefallener Sand.
Nach „Umschau“ 1934, S. 4.



Abb. 5. Das hölzerne Sägeblatt, im Pendelschaft befestigt. $\frac{2}{5}$ nat. Gr. Nach „Umschau“ 1934, S. 4.

ausweicht („schlägt“), so haben wir ein längliches viereckiges Loch von oben in den Querbaum geschnitten und einen Holzpflock durchgesteckt, an dem der Pendelstab hängt. Solche technischen Einzelheiten können wir unseren steinzeitlichen Vorfahren durchaus zutrauen, und wir haben, um den Beweis dafür zu erbringen, unsere Steinsäge im Danziger Museum nur mit steinzeitlichen Werkzeugen (Feuersteinbeil und Feuersteinmesser) hergestellt.

Nun die Hauptsache: das Sägeblatt. Wir versuchten es erst mit einem unten in das Pendel eingesetzten Stück Feuerstein, das klingenartig gestaltet war. Der Erfolg war kläglich. Auch wenn scharfer Sand auf das Gesteinsstück gelegt wurde, ging es nur langsam voran, und die Klinge nutzte sich sehr schnell ab. Dann kam der Museumsrestaurator Rutschkowsky auf den Gedanken, ein beilähnliches Holzstück aus hartem Buchenholz zu versuchen (Bild 4 und 5). Der untergelegte Quarzsand wurde angefeuchtet, und damit war die Frage gelöst. Mittels des scharfen Sandes schneidet sich das hölzerne Sägeblatt gut und schnell in das Gestein ein; das Hin- und Herziehen geht leicht von statten, und das Ergebnis ist (wenn auch erst nach einigen Stunden) eine Rinne, die genau den steinzeitlichen Sägeschnitten entspricht, nämlich keilförmigen Querschnitt zeigt und an den Seitenflächen die von den Sandkörnchen erzeugten Kellen aufweist. Das Sägeblatt nutzt sich, wenn es aus Buchenholz hergestellt ist, erstaunlich wenig ab und kann im übrigen leicht erneuert werden.

Der steinzeitliche Mensch sägte also nicht Stein mit Stein, sondern Stein mit Holz und scharfem Sand; er bediente sich mithin derselben technischen Mittel wie beim Steinbohren.

In Zukunft wird von der wiederhergestellten Steinsägemaschine nicht mehr gelten, was schon mancher Erfinder von seiner Erfindung sagen mußte: „singinge wohl, aber sie geht nicht!“

IV. Kleine Mitteilungen.

„Etwas auf dem Kerbholz haben.“

Lebendiger Nachklang ausgestorbener Sitten.

Von W. Gaerte.

Viele gebräuchliche Redensarten, die wir mitunter täglich im Munde führen, sind in der ureigentlichen Bedeutung völlig verblaßt und eben nur Redensarten. Will man ihren eigentlichen Sinn ergründen, so muß man auf Sitten und Gebräuche zurückgreifen, die seit langem ausgestorben sind. Das noch fortlebende Wort ist Sinnbild geworden, die zugehörige Sache dagegen längst tot.

Dieser Fall liegt bei der Redensart vor: „Etwas auf dem Kerbholz haben“ oder „es wird ihm aufs Kerbholz geschrieben“ (d. h. unvergessen bleiben). Um der eigentlichen Bedeutung dieser Redensart auf den Grund zu kommen, muß man sich zunächst fragen, was ein Kerbholz war und welcher Gebrauch ihm anhaftete*). Heute sucht man vergeblich nach einem noch lebendig im Gebrauch befindlichen Kerbholz, aber im vorigen Jahrhundert benutzte man es in abgelegenen Gegenden Ostpreußens noch

*) Vgl. G. Ruge, Rechtsprache und Volkskunde, Geistige Arbeit vom 20. Mai 1936 (Nr. 10), S. 4.

hier und da. Es waren dies zwei vierkantige Hölzer, die genau aufeinander paßten. Im Ermland waren Kerbhölzer eigener Art im Gebrauch, nämlich solche, deren zwei Teile nicht aufeinandergelegt, sondern ineinander geschoben wurden. Sie dienten auf dem Lande statt einer Buchführung zu Lohnabrechnungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Am Ende einer vollen Arbeitswoche wurde in die eine Seite der übereinandergelegten Hölzer ein Andreaskreuz eingekerbt. Jeder einzelne Arbeitstag wurde mit einem Strich bezeichnet, die halbe Arbeitswoche mit einem schrägen Strich. So entstand der Kerbstock, der über geleistete Arbeit und damit über zu empfangenden Lohn einerseits und über schuldige Entlohnung andererseits Auskunft gab. Die eine Hälfte des Kerbstockes befand sich stets in Händen des Lohnempfängers, die zweite behielt der Kämmerer. Bei Abrechnungen und Lohnzahlungen wurden beide Teile aufeinander gelegt und die Rechnung abgelesen. Eine Täuschung von irgendeiner Seite ward durch diese Art der Kerbstockbuchführung unmöglich gemacht. Solche Kerbstöcke waren nicht allein bei Landarbeitern und Kämmerern im Gebrauch, auch Krugwirte schrieben Schulden ihrer Kunden aufs Kerbholz, damit sie unvergessen blieben. Aus diesem Gebrauch heraus entstanden die oben erwähnten Redensarten.

Der Gebrauch des Kerbholzes reicht in sehr alte Zeiten zurück. Bereits der Ordenschronist Peter v. Dusburg erwähnt in seiner preussischen Chronik (vollendet 1328) den Gebrauch solcher Kerbstöcke bei den Altpreußen, also den Urbewohnern Ostpreußens. Er schreibt: „Sie (die Preußen) machten keinen Unterschied in den Tagen und keinen in bezug auf Wochen. Wer irgend etwas, z. B. eine Versammlung, auf einen bestimmten Tag verabredet, so merkte jeder von ihnen auf einem Holze an jeglichem Tage ein Zeichen an“, also genau dieselbe Übung wie in späteren Zeiten. Auch Lukas David berichtet in seiner preussischen Chronik von solchen Kerbstöcken (erste Hälfte des 16. Jahrhunderts): „Desgleichen machen sie auch Kerbstöcke, die von Haseln Holz (= Haselholz) über einen Ohmis Hausen (= Ameisenhausen) geschnitten und gekerbet werden. Dieselben Kerbstöcke geben die Waideler oder Waidelettinnen den Bierschenkern, sollen großen Zulauf haben zu ihrem Bierschant“. Es ist dies eine Art „Analogiezauber“, der mit den so gewonnenen Kerbstöcken ausgeübt wurde: Die große Anzahl der Ameisen, über deren Hausen der Stock geschnitten wurde, sollte eine ebenso große Anzahl von eingekerbten Bierschoppen erwirken.

Trotz allgemeiner Schreibfertigkeit hat sich das Kerbholz als Überbleibsel aus vorgegeschichtlicher Zeit in Ostpreußen — und gerade hier am längsten — bis ins 20. Jahrhundert hinein erhalten, und noch heute tönt aus mancher kräftigen Männerkehle das Rudolf Baumbachsche Verspaar des Liedes „Keinen Tropfen im Becher mehr“, Strophe zwei:

„In der Linde gibt es nicht
Kreid' und Kerbholz leider!“

Das Badewesen der alten Preußen.

Von W. Gaerte.

Während im 2. und 3. Jahrhundert n. Chr. in der Rhein- und Moselgegend und in Süddeutschland, von den Römern erbaut, prachttrotzende Badeanlagen, die sogenannten Thermen, entstanden, von so gewaltigen Ausmaßen, daß ihre Ruinen in der Neuzeit als ehemalige Kaiserpaläste angesehen werden konnten, stand das

Badewesen im Osten Deutschlands, im Altpreußenlande, als der Orden vor 700 Jahren das Land zu unterwerfen begann, noch auf äußerst einfacher Stufe. Doch müssen die Bäder bei den Bewohnern des Landes eine besondere Rolle gespielt haben und augenfällig in Erscheinung getreten sein, denn der Ordensschriftsteller Peter v. Dusburg (1325) hielt es für wert, ihrer in seiner verhältnismäßig kurzen Sittenbeschreibung, die er dem Preußenvolke widmete, Erwähnung zu tun. Er sagt von den Altpreußen, daß manche sich der Bäder tagtäglich bedienen aus Ehrfurcht vor ihren Göttern, andere Bäder ganz und gar verschmähen¹⁾. Bei ersteren handelt es sich wohl um solche, die priesterliche Handlungen vorzunehmen hatten. Derselbe Schriftsteller überliefert²⁾, daß bei dem Überfall eines preußisch-judaischen Dorfes durch die deutschen Ordensritter zehn Männer im Bade getötet wurden, woraus zu schließen ist, daß die Bäder der Altpreußen der ganzen Gemeinde offen standen und nicht Einzelbäder waren.

Wie die altpreußischen Bäderstätten beschaffen waren, darüber ist uns leider keine Kunde erhalten. Doch zuverlässig fließen die Quellen über das alte Badewesen der Litauer, des den Altpreußen benachbarten baltischen Schwestervolkes, so daß daraus Schlüsse auf die Badanlagen des vorgeschichtlichen Ostpreußens gezogen werden dürfen. Ihre Badestuben, wie sie uns 1700 von Praetorius³⁾ geschildert werden, waren von einfacher Art. „Sie sind einfältig genug“, so schreibt Praetorius⁴⁾, „doch dicht, mit einem Vorschauer pflegen gemacht zu werden, in welchem sie insgemein einen Ofen von grauen Feldsteinen setzen, den sie innerhalb der Stuben einheizen, und wenn er glühend ist, mit Wasser begießen und so ihre Badestube heizen“. Auch den Ofen selber beschreibt Praetorius ausführlich⁵⁾: „Sie suchen hervor große, lange und breite Feldsteine, die setzen sie gegeneinander, so daß die Obertheil zusammenkommen, die Untertheil voneinander abstehen. Solche Steine setzen sie nach der Kette (= Reihe) hin, als sie den Ofen lang haben wollen. Sie wissen sie so fest und dicht zu setzen, daß man eine große Quantität kleiner Steine darauff legen kann, die sich leicht durchhitzen, aber keine Flamme auslassen können.“ Wegen der Feuersgefahr standen die Badestuben abseits⁶⁾.

Wie wurde nun ein altpreußisches Bad genommen? Die obige Schilderung des Praetorius weist darauf hin, daß es sich nicht um ein gewöhnliches Wasserbad gehandelt hat, sondern um ein Dampfbad. Eine besondere Eigentümlichkeit des Badens bestand darin, daß man Badquasten aus Birkengrün zusammengesetzt gebrauchte, um damit den Leib und alle Glieder zu schlagen⁷⁾. „In den Badstuben den Schweiß und Unflat von den Menschen abzutreiben, gebrauchten sie Wantus i. e. birken Quasten aus Ruthen, voran aber die Blätter sein müssen, damit schlagen sie den Leib und alle Glieder; ist gut wider Lähmung und Sicht. Nach

¹⁾ III 5: aliqui omni die balneis utebantur ob reverentiam deorum suorum, aliqui balnea penitus detestabantur.

²⁾ III 199: intraverunt terre Sudovie quendam villam et in crepusculo cum aliqui essent in balneo, alii in cena, aliqui in diversis officii, invaserunt eos et occiderunt eos omnes. Martinus autem X viros in balneo interfecit.

³⁾ M. Praetorius, Preußische Schaubühne, herausgegeben von W. Pierſon, 1871.

⁴⁾ a. a. O. S. 108.

⁵⁾ a. a. O. S. 109.

⁶⁾ a. a. O. S. 108: „Ihre Badstuben stehen auch apart.“

⁷⁾ a. a. O. S. 114: Bei den alten Litauern gab es eine Gottheit „Szlotražys, der Gott, der die Bejen handhabet, so noch ihre vollkommene Blätter halten, deren sie sich im Bad gebrauchten und viel davon halten“ (Praetorius S. 33).

diesem Bad laufen sie hinaus ins kalte Wasser.“ Daß ein Schwitzbad solcher Art eine wohltuende gesundheitsfördernde Wirkung auf den Stoffwechsel ausgeübt hat, daß es „den Schweiß und Unflat von den Menschen abzutreiben“ (Praetorius) geeignet war, dürfte kaum bezweifelt werden. Diesen gesundheitlichen Vorteil, der mit einem solchen Bade verbunden war, sollen, wie überliefert wird⁸⁾, die Altpreußen ausgenutzt haben, um „die Müdigkeit, die sie durch die Arbeit oder auch durch Saufen über den Hals gebracht, abzuspülen“ (Zartknoch)⁹⁾.

Diese Badeart, wie sie den Altpreußen und Litauern eigentümlich war, ist bei allen slawischen und baltischen Völkern, ferner bei den finnischen und nordischen in Übung gewesen und auch heute noch teilweise im Gebrauch¹⁰⁾. In Ostpreußen bedienen sich des altertümlichen Schwitzbades noch jetzt die einst nach dieser Provinz eingewanderten russischen Philipponen bei Eckertsdorf, Kreis Sensburg. Im Freiluftmuseum des Königsberger Tiergartens hat eine Badestube der altpreußisch-litauischen Art ihre Aufstellung erhalten. Sonst ist die Sache heute verschwunden, nur in der provinziellen Redensart: „So heiß wie in einer Pirt“ (pirtis = litauisch „Badestube“) ist ein lebendiger Nachklang geblieben.

Schmackostern und Eiersuchen.

Von W. Gaerte.

Eine in Ostpreußen vielfach noch heute geübte Sitte zu Ostern ist das sogenannte Schmackostern. Gewöhnlich sind es Kinder, die diesen Brauch pflegen, aber auch unter erwachsenen Burschen und Mädchen des Landes lebt das Schmackostern noch fort. Die Sitte besteht darin, am Ostermontag oder auch schon am Ostersonntag früh mit Birkenruten, die man vorher zum Grünen gebracht hat, die noch Schlafenden zu schlagen und dadurch aufzuwecken. Auf den Dörfern werden auch Raddick — d. h. Wacholderzweige — verwandt. Eier sind gewöhnlich die Gaben, welche die Geschlagenen den Schlägern spenden müssen. Die ganze Szandlung begleitet der übliche Reim:

„Ostre, schmackostre, gren Ostre
sif flade, seß Eier, e Stöck Speck,
dann goa öck glif weg.“

Daß dieser Brauch in Ostpreußen ein hohes Alter hat, beweisen zwei Überlieferungen der Ordenszeit, wonach es sich sogar der Hochmeister Konrad von Jungingen im Jahre 1390 gefallen lassen mußte, daß nach alter Landessitte an den Ostertagen die gepuzten Mägde zu ihm kamen, „um ihn zu bewegen, das Schmack-Oster von ihnen mit 4 Skot (= etwa 3 Mark) abzukaufen“. Auch sein Nachfolger, der bei Tannenberg 1410 gefallene Ulrich von Jungingen, gab den Viehmägden, die zu Ostern zu ihm kamen, ein Schmackostergeschenk, das für jedes Jahr im Marienburger Rechnungsbuch als Ausgabe registriert worden ist: „III scot den symaiden gegeben von des meisters gehelyse als sy schmackosterten.“

Danach muß es sich um einen uralten einheimischen Brauch gehandelt haben, mit dem die Hochmeister nicht brechen wollten. Alteinheimisch wie die

⁸⁾ J. Dlugos, Hist. Polon. lib. 2, pag. 115; Mart. Cromer, Description Regni Poloniae lib. 3, p. 443.

⁹⁾ Altes und neues Preußen, 1684, S. 198.

¹⁰⁾ O. Schrader, Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde, 1917, „Bad“.

Sitte, ist auch die Bezeichnung, deren Herleitung von dem heute noch im Litauischen vorhandenen und auch für das Altpreussische vorauszusetzenden Zeitwort smagoti, d. h. peitschen, schlagen, wohl als sicher zu gelten hat.

Ähnliche Bräuche finden sich über ganz Europa verbreitet vor und sind aus sehr alter Zeit überliefert. In dem Rom vorchristlicher Zeit z. B. schlugen die als Böcke verkleideten „Luperken“ zur Frühjahrszeit die ihnen begegnenden Frauen mit einer Riemengeißel. Der Brauch galt von Hause nur den Weibern. Eine in heidnischer Vorstellungswelt wurzelnde Zauberehandlung bildet den religiösen einseitigen Hintergrund der Sitte. Das Schlagen mit den frischgrünen oder immergrünen Zweigen sollte den Frauen zu frischem, blühendem Leben, zu Fruchtbarkeit und Kraft verhelfen; die schlagende saftvolle Lebensrute sollte Saft und Wachstumskraft mitteilen.

Wie schon die Beispiele aus der Ordenszeit beweisen, war der ursprüngliche Sinn des merkwürdigen Brauches früh in Vergessenheit geraten. Als harmloser Scherz der Kinder hat die Sitte jedoch die Zeit überdauert.

Daselbe gilt von der zweiten, in Deutschland allgemein verbreiteten Sitte des Eier suchens zu Ostern. Man hat wohl noch hier und da die Gepflogenheit, Eier unter den Sträuchern des Gartens zu verstecken und von Kindern suchen zu lassen. Hierin scheint sich ein uralter Zug des Brauches erhalten zu haben. Von den alten Letten, dem Schwesternvolk der Preußen, wird nämlich für das Jahr 1906 überliefert, daß sie, teilweise noch in heidnischen Gewohnheiten befangen, zu bestimmten Zeiten Eier unter Eichen zu legen pflegten. Dieser Baum vertrat bei ihnen eine männliche Gottheit, wahrscheinlich wie in Altpreußen den Blitz- und Donnergott. Die Eier sind demnach bei den Letten als Opfergabe an die Gottheit anzusprechen. Und keine andere Ursache wird das Niederlegen von Eiern bei den anderen Völkern Deutschlands und Europas gehabt haben. Als das Christentum den heidnischen Götterhimmel zerschlug, stürzten wohl die Gottheiten von ihren Thronen, aber die ehemaligen Kultgepflogenheiten blieben vielfach erhalten und haben sich in die Kreise des gemütvollen Kinder- und Familienspiels hinübergerettet, so auch das Eierversteckspiel zu Ostern.

V. Buchbesprechungen.

Karl Wührer, Beiträge zur ältesten Agrargeschichte des germanischen Nordens. Jena 1935. Verlag G. Fischer. 152 S.

Die klare und wertvolle Arbeit Wührers ging von einer Studienreise nach den nordgermanischen Ländern aus. Den Auftrag zu dieser Fahrt erhielt der Verfasser durch den Vorstand des Seminars für Wirtschafts- und Kulturgeschichte der Universität Wien: Prof. A. Dopisch und Prof. E. Pazelt. Wührers Schrift zeichnet sich u. a. durch eine umfassende Kenntnis des nordischen Schrifttums mit reichen Quellenangaben aus. Die Hauptergebnisse sind in einem Schlussabschnitt übersichtlich zusammengefaßt. Auch ein nützliches Sach- und Namenverzeichnis fehlt nicht. Die Vielseitigkeit des Verfassers zeigen z. B. schon die folgenden Abschnittüberschriften: 1. „Der Wert der antiken Berichte“, 2. „Die Bedeutung der Klimaforschung für die Wirtschaftsgeschichte“, 3. „Die Art der ältesten festen Besiedlung Skandinaviens“, a) „Hainwaldbesiedlung“, b) „Das Zeugnis der Archäologie“, c) „Das Zeugnis der Ortsnamen“, d) „Das Zeugnis der eigentlichen Siedlungsforschung“, 4. „Die ältesten germanischen Flurverhältnisse“, 5. „Rechtsgeschichtliche Schlussfolgerungen aus der germanischen Volkskunde und Religionsgeschichte“. Der Verfasser untersucht die bisher in der Wirtschaftsgeschichte weit verbreitete Ansicht (Glussen, A. M. Hansen, Maurer, Meitzen usw.) von der angeblichen Urümlichkeit der Wirtschaftsverfassung des Mittelalters mit Feldgemeinschaft, Flurzwang und markgenossenschaftlichem Gesamteigentum. Wie Wührer überzeugend nachweist, beruht diese mittelalterliche Wirtschaftsverfassung im germanischen Bauerntum keineswegs auf einem Urzustand, sondern sie hat sich erst ziemlich spät entwickelt. Für die germanische Vorzeit darf von einem sogen. Agrarcommunismus — im Gegensatz auch zu den von Wührer nicht berücksichtigten Glaubenslehren der bolschewistischen Wissenschaft — nicht mehr die Rede sein. Für das Mittelalter ist aber diese Bezeichnung ebenfalls schief. Irgendwelche gesamtheitliche Landteilungs-genossenschaften hat es z. B. auch in dieser Zeit in Skandinavien im Gegensatz zu einem Teil des wirtschaftsgeschichtlichen Fachschrifttums nicht gegeben, wohl aber spielte die Tatkraft des einzelnen Bauern damals wie schon vorher in der germanischen Vergangenheit eine besondere Rolle. Ein persönliches Eigentum an Ackerland entstand schon sofort bei der ersten Ausbildung der bäuerlichen Wirtschaft in der Urzeit¹⁾. Wührer erreicht also u. a. auch eine neue Bereicherung wertvoller Ergebnisse des bahnbrechenden Werkes „Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung“ von A. Dopisch (2 Bde., 2. Aufl., Wien 1923—24). Zu den übrigen Beweisgründen tritt noch unsere Kenntnis von den rechtsgeschichtlichen Verhältnissen der germanischen Landnahmezeit Islands. Die Vorgesichtsforschung zeigte in Dänemark und Skandinavien Acker aus den ersten Jahrhunderten vor und nach dem Beginn unserer Zeitrechnung. Sie scheinen teilweise Streulage zu haben, und manche besitzen deutliche Feldergrenzen, aber noch keine Spur einer Gewanneinteilung. Ihre Fluranlage ist vielmehr durchaus regellos. Wührer ist es übrigens noch nicht bekannt, daß Prof. Schwantes ähnliche, bisher nicht näher untersuchte altgermanische Ackeranlagen aus Osthannover erwähnt²⁾. Die späte Zusammen-

¹⁾ S. dazu auch G. Neckel, Altgermanische Kultur, Leipzig 1928; aber dagegen L. Schmidt, in: Jahresber. f. Deutsche Geschichte 1, 1927, S. 224.

²⁾ Vgl. G. Schwantes, Vorgesichte Schleswig-Holsteins, 2. Lieferung, Kiel 1935, S. 157.

fassung geht in Skandinavien nachweislich keineswegs auf die Urzeit zurück. Sie ist vielmehr von der Obrigkeit aus wirtschaftlichen, militärischen und verwaltungstechnischen Gründen eingeführt. Vorher bestand eine ganz unregelmäßige Ackerverteilung. Mit dem Wachsen der Volkszahl wurde immer mehr Land unter den Pflug genommen. Neue Siedlungen entstanden. Zuletzt berührten sich dabei die Fluren und Felder in wirrer Gemengelage. Diese wurde durch Streitigkeiten, Erbteilung, Kauf und Verkauf noch vermehrt. Solche Umstände sowie staatliche und grundherrschaftliche Belange führten schließlich zur Feldgemeinschaft. Auch sie blieb aber stets eine Betriebsgemeinschaft, ohne zum gemeinsamen Eigentum („Agrarkommunismus“) zu werden. Diese ganze Entwicklung stimmt für Deutschland im wesentlichen mit Dänemark und Skandinavien überein. Sie begann nach Wührer vermutlich in Skandinavien um Christi Geburt herum, und zwar gleichzeitig mit einer Dreifelderwirtschaft und anderen technischen Fortschritten in manchen Gegenden. Wührer sagt dazu u. a., der bisherige Irrtum sei gewesen, daß man auf Grund jüngerer Quellen ohne weiteres ältere Zustände herausarbeiten zu können glaubte; dieser Arbeitsweg sei jetzt seit dem gewaltigen Aufschwung der hier in Betracht kommenden Nachbarwissenschaften (Vorgeschichte, Ortsnamenkunde, Siedlungsforschung, Volkskunde, vergleichende Religionswissenschaft, Völkerkunde) nicht länger nötig. Man dürfe die große Bedeutung der „sozialen Frage“ für die Entstehung der mittelalterlichen Wirtschaftsverhältnisse Skandinaviens auch auf deutscher Seite nicht mehr übersehen.

Wührers Ergebnisse sind also, wie allgemein für die Vorzeitkunde und Kulturgeschichte, so besonders in unserer Kenntnis des germanischen Altertums von Belang und daher u. a. auch für Ostpreußen wichtig.

Tun noch einige Einzelheiten zu seiner Arbeit.

Nach Wührer zeigen die Volkskunde und die Vorgeschichtsforschung (Wührer braucht für diese leider noch das unschöne Fremdwort Prähistorie) gemeinsam auch folgendes: Die Sitte, das Land zum Zwecke der Erwerbung mit Feuer zu umfahren, ist in ihren beiden Bestandteilen, der Anwendung des Feuers und der Umfahrt, uralte und wohl urindogermanisch. Wührer stützt sich hierbei auch auf zwei Aufsätze Gaertes³⁾. Wührer sucht dabei einen Teil von Gaertes Beweisführungen durch ein Heranziehen weiterer Quellen zu stützen.

Auf S. 18 seiner Schrift stimmt Wührer dem verdienten schwedischen Ortsnamenforscher S. Lindroth zu, daß man schon für die jüngere Steinzeit von Germanen und germanischer Kultur sprechen dürfe. Da die Germanen bekanntlich aber erst durch die spätsteinzeitliche Verschmelzung der Riesensteingräberleute mit auch nordischen Trägern der Streitaxtkultur entstehen, geht das nicht an. Ebenso läßt sich die Ansicht nicht mehr halten, daß die Vorfahren der Germanen Skandinaviens möglicherweise den Ackerbau auf einer Einwanderung von Süden her als fertige Wirtschaftsform mitgebracht hätten. Wührer meint, diese Frage sei noch nicht endgültig geklärt und im übrigen für seine Sonderuntersuchung ohne Belang. Mit Recht will er zur Erzielung sicherer Schlüsse über die urgermanische Wirtschaftsgeschichte vom Kerngebiet des altgermanischen Siedlungsraumes ausgehen. Dabei könnten aber die urgermanischen Landesteile des deutschen Bodens z. T. noch stärker berücksichtigt werden, als dies bei Wührer im Vergleich mit Dänemark und Skandinavien geschieht.

³⁾ W. Gaerte; *Sund*, *Zahn* und *Schlange* in ihrer sinnbildlichen Bedeutung auf den schwedischen Felszeichnungen, in: *Archiv f. Anthropologie*, Bd. 47, 1923, S. 168 ff., und *der selbe*; *Schuhsohlen*, *Rad* und *Kreuzsymbol*, in: *Mannus*, Bd. 15, 1923, S. 289 ff.

Zur Siedlungskunde sagt Wührer, es bestünden hier gewisse Unterschiede zwischen dem Norden und dem derzeitigen deutschen Sprachgebiet. Im Norden seien dorfsartige Siedlungen, und zwar lockere oder „zerstreute“ Dörfer im Gegensatz zum Einzelhof erst seit Beginn unserer Zeitrechnung nachzuweisen, ohne vorzuherrschen, im deutschen Germanengebiet wäre dagegen das Hausendorf schon seit der Bronzezeit bekannt gewesen. Das berühmte Bronzezeitdorf Buch bei Berlin hält W. trotz der zahlreichen illyrischen Kulturgüter doch für germanisch. Zu Wührers Betrachtung über die Form vor- und frühgeschichtlicher Siedlungen sei hier ergänzend auch auf die Ergebnisse der genauen Erforschung der vorgeschichtlichen Besiedlung kleiner Gebiete, z. B. einzelner Dorfsfluren, hingewiesen, wie sie in Schlesien und der Priegnitz durchgeführt wurde¹⁾. Die große Zahl kleiner Siedlungen der gleichen Zeit auf engem Raum spricht dabei auch für die starke Bedeutung der Einzelhöfe und kleinen Hausendörfer in der deutschen Vorzeit²⁾.

Einige weitere Anmerkungen zu Wührers Schrift wird demnächst auch der Erdkundler Dr. Giere in einer Anzeige in der Zeitschrift „Prussia“ veröffentlichen.
B. Frhr. v. Richthofen.

Ernst Petersen: Schlesien von der Eiszeit bis ins Mittelalter. (Einführung in die Vor- und Frühgeschichte des Landes.) Langensalza 1935 (Verlag Julius Beltz). 253 Seiten mit 426 Abb., darunter 10 Karten. Preis: 6,50 RM.

Der allgemeine Aufschwung der Vorgeschichtsforschung und die verstärkte Anteilnahme an ihren Ergebnissen, die sich bislang mehr auf ihr Gesamtgebiet bezogen, beginnen sich auch der Teilgebiete und Einzelheiten in dieser vielgestaltigen Wissenschaft anzunehmen. Waren auf dem Büchermarkt der letzten Jahre die Darstellungen der gesamt-deutschen Vorgeschichte am häufigsten vertreten, so beginnt dieser Zustand sich bereits jetzt zu ändern, besser gesagt zu bereichern. Es erscheinen mehr und mehr Einführungen in die Vor- und Frühgeschichte der einzelnen Länder. Auch Schlesien hat mit dem vorliegenden Buche seine Vorgeschichte erhalten. Die Notwendigkeit zu diesem Band bestand schon lange, denn die letzte zusammenfassende Darstellung über die Vorzeit dieses so ungemein wichtigen Gebietes stammt aus dem Jahre 1906. Der neue Band zeigt am besten den Fortschritt, den die wissenschaftliche Erkenntnis in diesen 30 Jahren gemacht hat. Aus der „Alttertiumskunde“, als die man die Vorzeitkunde in der Zeit um die Jahrhundertwende noch bezeichnen muß, ist die „Vorgeschichte“ geworden. Dabei ist es jedoch als ein besonderer Vorzug des Buches von Petersen zu bezeichnen, daß er nicht nur eine geschichtliche Darstellung bringt, sondern auch auf die Befunde und Fundgegenstände im einzelnen eingeht, so daß der Lehrer, in dessen Hände dieses Werk besonders zu wünschen ist, auch für seine im engeren Rahmen betriebenen Forschungen eine anleitende und belegende Stoffsammlung findet. Die zahlreichen guten Abbildungen in dem flott und lebendig geschriebenen Buche sind dafür

¹⁾ Vgl. B. Frhr. v. Richthofen und S. Seger: Auf den Spuren alter Siedlungen, in: Altschlesien Bd. 1, Breslau 1924, S. 1 ff. — E. Drescher: Das Gebiet Ellguth Kr. Grotthau, 2. Teil: Die urgeschichtl. Besiedlung, in: Aus Oberschlesiens Urzeit Seit 18, Neisse 1933. — W. Matthes, Urgeschichte des Kreises Ostpriegnitz, Leipzig 1929, und W. Bohm, Der Abschluß der archäologischen Landesaufnahme im Kr. Westpriegnitz, in: Nachrichtenblatt f. deutsche Vorzeit 9, 1935, S. 243 ff.

²⁾ S. dazu auch Rud. Martiny, Hof und Dorf in Altwestfalen, Stuttgart 1926, sonst zu diesen Fragen z. B. auch Fr. Behn, unter „Haus“ in M. Eberts Reallexikon der Vorgeschichte Bd. 5, Berlin 1926.

bestimmt. In den wissenschaftlichen Fragen beschränkt sich Petersen auf den augenblicklichen Stand. Nach Veröffentlichung einer Reihe leider noch nicht gedruckt erschienener jüngster Untersuchungen und Berücksichtigung dieser neuesten Ergebnisse wird der Band in seiner zweiten Auflage, die ihm ja wohl bereits sicher ist, an Wert noch gewinnen.

Dem Buche, dem wir eine weite Verbreitung wünschen, und das zu lesen auch für den ostpreußischen Heimatfreund von Gewinn ist, wird es an Beliebtheit in den schlesischen Volkskreisen nicht mangeln. Otto Kleemann.

Jörg Lechler, 5000 Jahre Deutschland. Germanisches Leben in 620 Bildern. Curt Rabitzsch' Verlag, Leipzig. Preis 5,80 RM.

Der Verfasser sagt im Vorwort u. a.:

„Der Darstellungsweg dieses Buches schlägt bewusst eine neue Richtung ein. Jede Seite steht unter der Grunderkenntnis, daß die Überreste vergangener Kulturen der Vorstellungswelt des Lesers nahegebracht werden müssen, wenn sie ihm etwas sagen sollen, nahegebracht mit aller verfügbaren Anschaulichkeit des Worts und des Bildes. Hier sehe ich den Angelpunkt für eine erfolgreiche, innige Verbindung des heutigen Menschen mit der stolzen Vergangenheit seines Volkes.“

„So sucht dieses Buch hinter dem toten Fund den lebendigen Menschen, ordnet sein Werkzeug und Gerät in den Arbeitsgang ein und zeigt seinen Gebrauch. Wiederherstellungsbilder suchen in langer Reihe den germanischen Bauern auf dem Feld und in seiner Werkstatt, folgen ihm zum Wagenrennen und frohen Kampfspiel, zeigen die Frau im häuslichen Kreise. Sie lassen den Leser einen Blick tun in die Glaubenswelt des Germanen, seine Sitten und Bräuche.“

Lechlers Buch mit den vielen kurz erläuterten, meist ausgezeichneten Bildern wird in der Schulungsarbeit vorzügliche Dienste leisten. Die zahlreichen guten Wiederherstellungsbilder schuf größtenteils W. Petersen, Neubabelsberg. In einer neuen Auflage wäre u. a. die veraltete Meinung zu beseitigen, die nordisch-indo-germanischen Träger der sogenannten Einzelgräberkulturen seien urfinnisch gewesen. Auch stammt das nordische Riesensteingrab (Dolmen) von Birkenmoor (Abb. 3) nicht aus Hannover, sondern Schleswig-Holstein. Die Karte der Verbreitung des nordeurasischen Kreises der jüngeren Steinzeit mit Kamm- und grubchenverzierter Irdenware Abb. 9 ist veraltet (vgl. Altpreußen, Bd. 1, Heft 1, Abb. V). Die thüringische indogermanische Jungsteinzeitkultur mit schnurverzierten Töpfen (Abb. 21—22) darf nicht mit der skandinavischen Bootartkultur gleichgesetzt werden.

Eine ganze Reihe von Bildern beruht auch auf nichtgermanischen Funden, ohne daß das in der Beschriftung genügend zum Ausdruck kommt. Bei der Erklärung nordisch-germanischer Felsbilder durch altägyptisches Brauchtum und ägyptische Schriftquellen sollte man noch vorsichtiger sein, als es der Verfasser im Anschluß an Almgren ist. Die bronzzeitliche Sonnenscheibe von Moordorf bei Aurich (Abb. 336) ist keine germanische Arbeit, sondern ein irisches Einfuhrstück. Einige der mit dargestellten nichtdeutschen Funde und Denkmäler könnten in einer neuen Auflage gut durch deutsche ersetzt werden, z. B. Abb. 395—401. Im Abschnitt über die „Trojaburgen“ vermißt man den Versuch einer Zeitbestimmung. Auf der Karte (Abb. 454) nach Antoniewicz ist lettisch-litauisch in „baltisch“ zu berichtigen, da Litauer oder Letten nie im vorgeschichtlichen Ostpreußen gelebt haben. Auch Antoniewicz hat hier offenbar bei seiner Angabe der Wohnsitze aller altbaltischen Völker nur einen Teil für das Ganze genommen. Die Karte schließt nämlich auch das urpreußische Siedlungsgebiet Ostpreußens mit ein, und eine andere Karte

zeigt auch bei Antoniewicz deutlich, daß er natürlich die altpreussischen Stämme richtig von den Litauern und Letten trennt. Der berühmte Wandalenfriedhof von Gr.-Sürding in Schlesien reicht im Gegensatz zu Lechlers Angabe bis ins 5. Jahrhundert nach der Zeitenwende. Falsch ist es auch, zu sagen, die Wandalen Schlesiens seien 403 nach der Zeitenwende abgezogen. Es muß heißen: Der Hauptteil der schlesischen Wandalen. Die auf Seite 156 gegebene Herleitung des Wortes „Germanen“ ist nicht unbestritten. Fremdworte wie „nautische Tradition“ statt „Überlieferung in der Seefahrt“, „Passivität“ statt „bloßem Dulden“, „zirkulieren“ statt „umlaufen“, „produktiv“ statt „werteschaffender“ (S. 180, 20) usw.) sollten in einer völkischen Schulungsschrift vermieden werden.

Wenn wir einige Beispiele von erwünschten Änderungen für die nächste Auflage geben, so hindert das nicht im geringsten, daß auch an dieser Stelle Lechlers neues Buch wärmstens empfohlen wird. Es füllt im volkstümlichen Schrifttum eine wesentliche Lücke aus.

B. Frhr. von Richtshofen.

S. Zahne, Das vorgeschichtliche Europa. Kulturen, Völker und Rassen. 2. Aufl., 103 S. m. 138 Abb. Bielefeld-Leipzig 1935. Preis 4,80 RM.

Wenige Monate vor dem Erscheinen dieses wertvollen Buches wurde uns sein Verfasser durch den Tod entzogen. Wir wissen dem Verlag Dank dafür, daß er es als eine Ehrenpflicht ansah, die noch von Zahne vorbereitete Drucklegung nach seinen Weisungen vorzunehmen. Die erste Auflage erschien 1930 schon damals zugleich als ein Bekenntnis Zahnes zu seiner völkischen Geschichtsauffassung, der auch die Landesanstalt für Volkskunde in Halle ihr Entstehen verdankt. Naturgemäß gab es bei einer Neuauflage nach einem über zwanzigjährigen Fortgang der Vorzeitforschung viel zu ergänzen und manches zu berichtigen. Wir sehen dabei Zahne immer wieder als verantwortungsbewußten völkischen Kämpfer wie als leidenschaftlichen Wahrheitsfucher, und bejahen freudig die Grundhaltung seines inhaltsreichen Werkes. Die von Zahne stets gepflegte enge Verbindung der Vorgeschichtsforschung mit der Rassen- und Volkskunde und Geschichte trägt auch in diesem Werke reiche Früchte. In manchen Einzelfragen der durch den Verfasser geschilderten alteuropäischen Völkergeschichte lassen sich schon heute sichere Berichtigungen geben, so zu Teilen von S. 23, 31, 32, 34, 65, 67, 71, 73, 74, 77, 89. Das ist z. B. aus meinem Beitrag zu Knauers Weltgeschichte (Berlin 1934) bequem zu ersehen. Es tut aber der Anerkennung für den Gesamtwert von Zahnes letztem Werk selbstverständlich keinen Abbruch. Bei einer Neuauflage könnte vielleicht in Zusatzanmerkungen darauf hingewiesen sowie die Schriftumsliste ergänzt werden. Viele Ausführungen Zahnes sind auch für die zukünftigen Forschungsaufgaben richtungweisend. Ohne einzelne Namen zu nennen, wendet er sich mit Recht auch gegen alle unzureichenden, dafür manchmal aber um so überheblicheren Arbeiten sachlich nicht genügend geschulter und ohne ausreichende Selbstprüfung arbeitender Verfasser, z. B. in bezug auf die Atlantisfrage, die „Urreligionen“ und die Entstehung der Schrift.

Treffend zeigt Zahne auch, wie gerade die völkische deutsche Vorzeitkunde nicht nur unserem Volke, sondern überhaupt einer wirklich guten, friedlichen Aufbauarbeit im Sinne der Ziele des Führers in Europa dient.

Bolko Frhr. v. Richtshofen.

Walther Schulz, Indogermanen und Germanen. 104 S. m. 98 Abb. Berlin-Leipzig 1936, B. G. Teubners Verlag. Preis: Kart. 2,40 RM.

Prof. Schulz schildert das Ziel seiner in jeder Hinsicht ausgezeichneten kleinen Schrift in der Einleitung. Er sagt dort u. a.: „Einmal soll eine leicht lesbare Übersicht über die älteste Geschichte der europäischen Völker nordischen Blutes als eine Geschichte auf rassistischer Grundlage gegeben werden, nicht als Ersatz der verschiedenen Bücher, die sich mit Vorgeschichte befassen, sondern als Ergänzung; daß dabei die Indogermanen und die Germanen in einem Zuge behandelt werden, findet im Buche selbst die Begründung. Der vorgeschichtliche Fundstoff ist also unter bestimmten Gesichtspunkten betrachtet und ausgewertet. Wenn mitunter Fachausdrücke verwandt wurden, ohne nähere Erklärung zu geben, so sollen sie nur dazu verhelfen, einen Fingerzeig zu geben, wie etwa aus anderen vorgeschichtlichen Bearbeitungen Bekanntes einzuordnen ist. Der zweite auch für die Forschung bestimmte Gesichtspunkt ist der, im Gegensatz zu anderen Auffassungen auf den alten Zusammenhang der binnenländischen und der ostfeeländischen nordischen Kultur, und damit auf die mitteleuropäische Herkunft der Indogermanen immer wieder hinzuweisen, soweit es bei der Knappheit des Textes möglich ist.“

Die Darstellung von Schulz ist ebenso vielseitig und gründlich wie klar und anschaulich. Seine neue Arbeit und seine kleine Schrift vom vorigen Jahr: „Die Germanen ein Bauernvolk“ sollten in keiner deutschen Bücherei fehlen und jedem Freunde der Vorzeitkunde bekannt sein! Sie sind auch für Schulungszwecke hervorragend geeignet! Ich darf mit besonderer Freude betonen, daß sich die Ansichten des Verfassers selbst bis in die kleinsten Einzelheiten hinein fast restlos mit den auch von mir in Vorlesungen und gedruckten Arbeiten vertretenen Annahmen decken. Bei der auf S. 3 übernommenen völkergeschichtlichen Karte des verdienten Erdkundlers Prof. Zettner würde ich eine Verbesserung empfehlen. So reichen dort die Slaven im Gegensatz zu den Ansichten von Schulz noch zu weit nach Westen. Die S. 33 erwähnte Zerleitung der indogermanisch-nordischen Einzelgräberleute der Jungsteinzeit Schwedens aus O s t p r e u ß e n scheint mir bisher noch nicht erwiesen zu sein. Prof. Åberg aus Stockholm brachte z. B. unlängst einen Beitrag für eine andere Erklärung ihres Ursprungs durch den Versuch, ihre Streitärte als bodenständig schwedische Entwicklung zu kennzeichnen (Zeitschrift „Fornvännen“, Heft 6, Stockholm 1935: „Die Herkunft der schwedischen Bootartkultur“). In den knappen Angaben über die Balten S. 44 könnten vielleicht bei einer Neuauflage die Namen der wichtigsten altbaltischen Völker (Altpreußen, Kuren, Letten und Litauer) nachgetragen werden, da sie dem Fernerstehenden noch zu wenig bekannt sind. B. Frhr. v. Richtshofen.

Für den Inhalt verantwortlich: Univ.-Prof. Dr. Frhr. v. Richtshofen und Mus.-Direktor Dr. B. Gaerte, beide in Königsberg Pr. Gräfe und Unzer, Verlag, Königsberg Pr. Bezugspreis einzeln RM 1,25, jährlich RM 4.—

Druck: Königsberger Allgemeine Zeitung Holz & Co. Kommanditgesellschaft.